IMPULS

I/2004

Positionen und Konzepte aus den Verbänden Diakonischer Gemeinschaften

VEDD
Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland e.V.

Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e. V.

Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie

Mach's wie Gott: werde Mensch!

Eine Text-Sammlung für Kirche und Diakonie zur Diskussion um die Einführung des Diakonats als eines geordneten Amtes der Kirche

VEDD
Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland e.V.

Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e. V.

Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie

Ein Reader zu den inhaltlichen Eckpunkten des Richtlinienentwurfs „Diakonat als geordnetes Amt der Kirche“

Die Text-Sammlung finden Sie auf beiliegender CD-ROM (S. 15)

Wir danken den Mitgliedern der Fachausschüsse „Theologie“ und „Diakonat“ für die Erarbeitung und Begleitung dieses Readers.

Der Reader ist ausschließlich zum Gebrauch innerhalb des Kaiserswerther und des Zehlendorfer Verbandes sowie des VEDD bestimmt. Eine darüber hinaus gehende Nutzung ist nicht gestattet.

Vorwort

Die Verbände im Diakonat legen einen bunt gefächerten READER zu den inhaltlichen Eckpunkten zum Thema: „DIAKONAT als geordnetes Amt der Kirche“ vor.

Ausgangspunkt für die Sammlung von Hintergrund-Texten, Dokumentationen, Diakonie-theologischen Abhandlungen und Grundlagen-Papieren ist der vorliegende Entwurf einer Richtlinie des DW-EKD vom Juni 2002 „Diakonat als geordnetes Amt der Kirche“ zur Beschlussfassung durch die Synode der EKD gemäß Artikel 9 der Grundordnung der EKD in Verbindung mit dem entsprechenden Beschluss der Synode der EKD vom November 1996.

Parallel zu der Bearbeitung des vorliegenden Richtlinien-Entwurfes durch die EKD-Synode und den verschiedenen Gliedkirchen bieten die Verbände im Diakonat (Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften, Kaiserswerther Verband, Zehlendorfer Verband) vor allem unseren eigenen Gemeinschaften mit ihren mannigfaltigen Untergliederungen Arbeitsmaterialien an.

Die ausgewählten Texte des READER sollen Lust machen, sich umfassend über den ‚Diakonat’ zu informieren und tiefer in die Thematik einzusteigen als das über eine ‚dürre’ Richtlinie möglich sind kann. Und vor allem bietet der READER Arbeitsmaterial für die Bildungsstätten und zur Unterstützung der notwendigen Gespräche mit den Landeskirchen, den gliedkirchlichen Diakonischen Werken und im innerverbandlichen Meinungsbildungsprozess.

Wir gehen auch davon aus, dass die angebotene Textsammlung nützlich ist, den eigenen Wissens-Hintergrund zum „Diakonat“ zu vertiefen bzw. zu erweitern. Natürlich sind wir uns bewusst, dass wir eine unvollständige Diakonats-Dokumentation anbieten. Weitere Informationen sind aber z. B. zu finden unter der Homepage des Diakonischen Werkes der EKD (www.diakonie.de, Stichwort: Diakonat).

Bei der Veröffentlichung unseres READERS haben wir bewusst auf die Verbreitung per CD-ROM gesetzt. Wir wollen keinen weiteren Beitrag zu Vermehrung von möglicherweise ungelesenen Papieren leisten. Wir sind selbstverständlich dankbar für jeden Hinweis auf ergänzende Diakonats-Papiere und freuen uns, wenn Sie uns an den Ergebnissen Ihrer Beschäftigung mit dem „Diakonat“ teilhaben lassen.

Freude und neue Erkenntnisse beim Studieren der angebotenen Dokumente wünschen

gez. **Dr. Reinhold Lanz**
Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser

gez. **Pfarrer Reiner Reimann**
Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie

gez. **Diakon C. Christian Klein**
Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften

Zur Einführung

Der Diakonat. Ein unerledigtes Thema. Und immer wieder konfliktbeladen. Es geht um die Kirche. Um ihren diakonischen Auftrag in dieser Welt. Um die Kirche im Sozialgefüge der Gesellschaft. Es geht um das Zusammenspiel von Wort und Tat als Wegen der Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus. Und es geht auch um die Macht in der Kirche.

Es besteht Regelungsbedarf. Die Aufgabe eilt: die Kirche muß sich als diakonische Kirche verstehen und ordnen. Um Gottes und der Menschen willen. Mit einem Beitrag der Kammer für Theologie hat die Evangelische Kirche in Deutschland 1996 den evangelischen Diakonat als geordnetes Amt der Kirche erneut zum Thema gemacht. Ein Richtlinienentwurf will ermutigen, das Thema als Chance für die Kirche und ihre Zukunftsfähigkeit zu verstehen. Die Verbände der Diakonischen Gemeinschaften und das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland haben daran mitgearbeitet. Der Diakonat – das kirchlich geordnete Amt der Diakonie – ist Sache vieler. Werden die Verbände und Berufsgruppen in der Diakonie, die diakonischen Unternehmen und die Kirche insgesamt sich der Herausforderung stellen?

Diese Texte-Sammlung soll dabei behilflich sein. Sachinformationen, Strukturüberlegungen, Positionspapiere und Meinungsbilder aus Geschichte und Gegenwart können zur innerverbandlichen Orientierung dienen. Und die Gespräche mit den Diakonischen Werken und Landeskirchen unterstützen.

Zentrale Aussagen eines Textes werden am Anfang knapp zusammengefaßt. Das mag das Interesse wecken und das Lesen erleichtern. Am Ende stehen Anregungen zur individuellen Bearbeitung. Oder auch zum Gespräch in Konventen, an Gemeinschaftsabenden und bei anderen Konferenzen. Die motivierenden Überschriften zu den Textbeiträgen, die einleitenden Zusammenfassungen und die abschließenden Impulse hat Ruprecht Beuter vom Diakonatsausschuss des VEDD erarbeitet und alle Textvorlagen redigiert. Die Untertitel der Beiträge sind i.d.R. deren Originaltitel.

Wir hoffen, daß diese bunte Sammlung von Mosaiksteinen aus vielen Bereichen von Kirche und Diakonie dazu beiträgt, die Diskussion um den evangelischen Diakonat verantwortlich und zu einem guten Ziel zu führen. Es ist an der Zeit, das Wesensmerkmal der Kirche – den Diakonat – ernst zu nehmen und auszugestalten. Um Gottes und der Menschen willen.

Wir grüßen Sie mit der immer aktuellen Weihnachtsbotschaft: Mach's wie Gott: werde Mensch!

Kassel,
im Januar 2004

Kaiserswerther Verband Deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e.V.
Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie
Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland e.V.

Inhalt

1. Chronologie des Diakonatsprozesses

Wilfried Brandt
Die Gretchenfrage nach dem Diakonat 1.1
Die Diakonatsdiskussion und die Evangelische(n) Kirche(n) in Deutschland: Von unerledigten Kapiteln und neuen Chancen

Der Diakonat steht und fällt mit dem Wollen oder Nichtwollen der Landeskirchen. Aber die Errichtung des Diakonats ist keine Frage der Beliebigkeit. Er ist eine Form der Verkündigung des Evangeliums. Wie das Predigtamt ist er unaufgebbarer Bestandteil von Kirche.
Der Autor begrüßt daher einen Richtlinienentwurf zur Diakonatsdiskussion. Diakonisches Werk, die Evangelische Kirche und die Verbände diakonischer Gemeinschaften in Deutschland haben daran mitgearbeitet. Theologische Verantwortung, das Ernstnehmen unterschiedlicher Traditionen und Ideen für pragmatische Lösungen in strittigen Fragen kennzeichnen den Entwurf. Eine Chance für die Glaub-Würdigkeit der Kirche?

Wilfried Brandt / Dietrich Pfisterer
Richtig und auf Linie 1.2
Anmerkungen zum Entwurf einer EKD-Richtlinie für den Diakonat als geordnetes Amt der Kirche

In Sachen Diakonat will Kirche handeln. Endlich! Ein Richtlinienentwurf des Diakonischen Werkes der EKD ist auf dem Tisch. Die Diakonischen Verbände haben daran mitgearbeitet. Das Dokument wurde dem Ausschuss für Diakonie, Mission und Ökumene (DiMÖ) der EKD-Synode übergeben. Nun geht es um die Feinheiten. Brandt und Pfisterer skizzieren die Entstehungsgeschichte des Papieres. Und sie arbeiten besondere Vorteile und Problemanzeigen einer solchen Richtlinie heraus.

Martin Wolff
Auf dem Weg zu einer Konzeption 1.3
Chronologie des Diakonatsprozesses in der Evangelischen Kirche in Deutschland

Die Diakonats-Diskussion ist nicht neu. Manchmal war sie lang, vielleicht zu lang. Aber Meinungsbildung dauert. Traditionen in den Landeskirchen und unterschiedliche Erkenntnisse sind wertvoll. Sie wollen und müssen beachtet werden. Das ist typisch evangelisch. So ist die EKD.
≠Wolff beschreibt den mühsamen Weg durch die Gremien und Ausschüsse. Er skizziert die erreichten Teilziele. Und er benennt die unerledigten Kapitel.

Ruprecht Beuter

1.4 Ich trau mich nicht anzufangen … bis unser Herrgott Christen macht!

Kleine Kirchengeschichte zum Diakonat

Ein Schnelldurchgang durch nahezu 2000 Jahre Kirchengeschichte zeigt: die Entwicklung des Diakonats ist immer auch ein Signal für Entwicklung oder Stagnation, Welt- oder Selbstzugewandtheit von Kirche. Wie für die einen der Diakonat selbstverständlich zum Kirchenkonzept gehört, so ist er für die anderen eine verzichtbare Einrichtung. An ihm entzündet sich die Frage nach der Macht in der Kirche, also nach dem, wer das Sagen hat, und was zu sagen ist. Die Diskussion um den Diakonat ist immer eine Herausforderung an die Kirche, zu ihrer Sache – also mit dem Evangelium zum Menschen – zu kommen.

Ruprecht Beuter

1.5 Das Durchschnittsmass ist nicht ausreichend!

Die Bedeutung des Diakonenamtes bei Johann Hinrich Wichern

Qualität ist gefragt. Schließlich geht es um die Menschen. Und es geht um die Kirche. Letztlich geht es um Christus, den ersten Diakon. Darum sind an die Persönlichkeiten und fachlichen Qualifikationen von DiakonInnen hohe Anforderungen zu stellen. Kirche hat sich um die Amtsträger im Diakonat der Kirche zu kümmern. Ausbildungsstätten müssen den Zielen des Diakonats entsprechend ausgestattet sein. Curricula und Bildungswege bedürfen der Qualifizierung und Ausrichtung an dem, was die Diakonie Christi in der Kirche fördert.

Frank O. July

1.6 Von Motivationen, Fachlichkeiten und Ökonomie

Zum diakonischen Profil sozialer Unternehmen

Ein Dilemma: hier traditionelles Denken und überkommene Selbstverständnisse – da die Gesetze der Wirtschaft und die Erwartungshaltungen der Klienten. Diakonie ist zur Gradwanderung geworden. Diakonische Einrichtungen und ihre MitarbeiterInnen suchen nach Identität. In der Fachlichkeit ihres Dienstes. In den Strukturen der Einrichtung. Motivation soll kommuniziert werden. Diakonisches Profil erkennbar sein. Frank O. July beschreibt das Spannungsfeld. Und er stellt erste Erfahrungen mit Qualifizierungsmaßnahmen und Identitätsförderungen in Einrichtungen der Mutterhaus-Diakonie vor.

2. Diakonat – Chance für die Zukunftsfähigkeit der Kirche

Hans-Hermann Brandhorst

Schnittpunkte: Gottesbild und Menschenbild 2.1

Eine kleine Dogmatik der Diakonie

Dogmatik – das klingt nach schwerer Kost. Brandhorsts Dogmatik ist einfach: Ihr geht es nur um Gott und den Menschen! Um den Gott, der herabsteigt. Zum Menschen. Und ans Kreuz. Brandhorsts diakonische Dogmatik: Gott meint den Menschen wie er ist. Ohnmächtig. Behindert. Ohne Behinderung. Gott ist parteilich. Seine Diakonie hat nur ein Ziel: dass ein Mensch sein wirkliches Mensch-Sein annehmen kann. Sein Leiden. Seine Begrenztheit.
Aufgabe des Diakonenamtes ist folglich: „gemeinsam mit diesen Menschen nicht an Gott irre zu werden, sondern die menschliche Rettungs- und Hoffnungslosigkeit auszuhalten, zu bejahen, ja sogar sie zu lieben." Solche DiakonInnen durchbrechen das hierarchische Schema einer macht- und erfolgsbesessenen Therapie-Diakonie. Um des anderen Willen. Um ihrer selbst Willen. Letztlich: um Gottes Willen. So wird das Gottesbild erkennbar im Menschenbild. In der individuellen diakonischen Praxis. In den Strukturen einer Anstalt. In ihrem Management. In der Kirche. Ganz einfach, diese Dogmatik! Oder?

Wolfgang Huber

Diakonische Kirche mit Zukunft 2.2

Wie Kirche (wieder) Kirche sein und werden kann

Globalisierung, Individualismus, Pluralismus und Entkirchlichung: diesen Herausforderungen muß sich Kirche stellen. Nähe zu den Menschen ist gefragt. Und Profil. Und die Antworten?
Huber fordert, dass Diakonie und Kirche den Nächsten neu entdecken. Und ganzheitlich begleiten. Das wird konkret in der Erneuerung des Gottesdienstes. Und in der Ermöglichung von Bildung. Im Angebot zur Mitarbeit. Und im Leben unter ökumenischem Horizont. Ihre Mission ist Dialog. Dialog lässt das Evangelium in der Gemeinschaft erfahrbar werden. So wird das Zeugnis der Kirche zur Diakonie. So hat Diakonie Teil an der Mission der Kirche. Diakonische Kirche ist missionarische Kirche, ist Kirche mit Zukunft. Hier kann Gemeinde ihre diakonische Kompetenz und Berufung neu entdecken.

Bernward Wolf

2.3 Mitnichten ein Streit um Kaisers Bart

Die Diakonatsdiskussion: Eröffnung von Zukunft für Kirche und Diakonie

Die Diskussionen um den Diakonat reißen kaum jemanden vom Hocker! Aber sie sind unerlässlich. Schließlich geht es um die zeit- und menschengemäße Verkündigung des Evangeliums. In Wort und Tat. Das Ringen um adäquate kirchliche Strukturen ist darum nicht ins Belieben gestellt. Auch nicht das Entwickeln von Bildungswegen. Und auch nicht die Amtsfrage. Kirche und Diakonie müssen zu ihrer Sache kommen. Strukturen können helfen oder hindern. Diakonische Gemeinschaften haben in diesem Spannungsfeld von Diakonie, Gemeinde und Kirche eine vermittelnde, eine intermediäre Funktion.

Bernward Wolf

2.4 Vernüpfen, vernetzen, verpflichten: Intermediation

Diakonische Gemeinschaften und ihr Verhältnis zu Kirche, Diakonie und Gesellschaft

Diakonie und Kirche – ein spannungsreiches Verhältnis. Viel Energie fließt in Abgrenzung und Profilierung. In Machtspiele und Intrigen. Auch innerhalb diakonischer Einrichtungen bestimmen Diskrepanz und Konkurrenz Praxisfelder und Strukturen. Und zwischen unterschiedlichen Anbietern sozialer Arbeit.
Diakonische Gemeinschaften könnten vermitteln. Sie könnten ermutigen, den Menschen im Blick zu behalten. Intermediation heißt das Stichwort. Diakonische Gemeinschaften haben das Zeug dazu: zum Beispiel fachliche Orientierung, diakonisch-kirchliche Identität, Dialogfähigkeit und einen Fundus an spiritueller Kompetenz. Sie könnten verbinden und ermutigen. Zu Gunsten des Menschen. Zu Gunsten des kirchlich-diakonischen Auftrages.

Martin Wolf

2.5 Worte müssen Taten werden

Anmerkungen zum Diakonat und Vorschläge zu Handlungsschritten

Die Entwicklung der Diakonats-Diskussion seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist für Wolff die Folie, auf der er das EKD-Papier „Der evangelische Diakonat als geordnetes Amt der Kirche“ (EKD-Texte 58) skizziert und kommentiert. Er definiert Eckdaten als Orientierungspunkte und Mindeststandards, beschreibt kompatible und verbindliche Bildungswege für Mitarbeitende im Diakonat und benennt zentrale „Knackpunkte“ als aktuelle Herausforderungen.
Als Beitrag zu einer Kultur der sprachlichen Verständigung mag sein kleines Begriffe-Lexikon angesehen werden.

3. Die Kirchen. Die Theologie. Und das „Amts“verständnis

Horst Hahn

Das so gemachte Diakonen-Amt 3.1

Betrachtung der biblischen Grundlagen und der theologischen Ursprünge des (Diakonen-)Amtes

Im Neuen Testament gibt es kein einheitliches Bild vom Amt. Der „Dienst der Versöhnung“ geschieht auf unterschiedliche Weise. Die Machtfrage drängt sich auf. Gibt es eine Hierarchie der Dienste, ein Oben und Unten, eine Rangfolge der Amtsträger? Katholizismus und reformatorische Kirchen gehen unterschiedliche Wege. Das Dilemma bleibt. Theologisches Streiten und kirchenpolitischer Pragmatismus begleiten die Versuche zur Lösung.
Der Autor erinnert an die gemeinsame Aufgabe: die Ämter gründen auf Christus und sollen ihm in seiner Gemeinde und dieser Welt dienen. Diese Perspektive sollte die aktuelle Diskussion in der EKD bestimmen.

Karl Barth

Keine partikularen Existenzen! 3.2

Der Heilige Geist und die Sendung der christlichen Gemeinde

Auszug aus Kirchliche Dogmatik IV/3,2 - S. 1024 – 1026

Diakonische Gemeinschaften sind relativ. Auch Diakonische Einrichtungen. Auch Diakone und Diakonissen. Ihre Existenz ist Vorbild für die ganze Gemeinde. Sie sollen zum Ausdruck bringen, was Auftrag und Lebensform der einzelnen Christen und der ganzen Gemeinde sein soll. Ohne Wenn und Aber. Verlieren eine Gemeinschaft oder ein Diakon oder eine Diakonisse oder gar ein diakonisches Werk dieses Ziel aus den Augen, entwickeln sie ihre Diakonie partikularistisch, verpassen sie ihren Auftrag. Umgekehrt ist es eine völlige Fehlentwicklung, wenn Gemeinden Diakonie als Wesensmerkmal ihrer Existenz verloren haben oder zu verlieren drohen.

Wilfried Brandt

3.3 Sprechen durch Handeln! Handeln durch Sprechen! – ?

Karl Barth zum „Dienst der Gemeinde“ und zu den kirchlichen Ämtern

Beobachtungen in einem Abschnitt der „Kirchlichen Dogmatik“ § 72, IV/3, S. 951 ff

Die Gemeinde handelt durch ihr Sprechen - die Gemeinde spricht durch ihr Handeln. Wort und Tat sind unauflösbar eine Einheit. Eine Rangfolge ist nicht abzuleiten. Diese Erkenntnis des Schweizer Theologen Karl Barth bestimmt für Brandt den Charakter der Gemeinde-“Dienste“: sie haben alle zum Ziel, Jesus Christus für diese Welt zu bezeugen. Barths „Grundformen“ gemeindlichen Sprechens und Handelns zeigen, in welcher Vielheit das Christuszeugnis zu Tat und Wort in der Gemeinde werden kann. Die kirchliche Ämterfrage erscheint in einem neuen Licht.

Dorothea Wendebourg

3.4 Eigenständig, geordnet, aber nicht in voller Form

Das Amt und die Ämter

Der Diakonat sollte seinen liturgischen Platz haben. Und seine TrägerInnen –wie alle ChristInnen- sind zum Bezeugen ihres Glaubens berufen. Aber ein Amt der Kirche ist der Diakonat damit nicht. Erst die Beauftragung zur öffentlichen Verkündigung des Evangeliums in Wort und Sakrament macht das Amt aus. Die Ordination ins Pfarramt mit seinen episkopalen Entfaltungsformen ist Kennzeichen des Amtes. Im Diakonat ordnet die Kirche ihre Liebestätigkeit. Die öffentliche Verkündigung des Evangeliums gehört nicht zu seinem Selbstverständnis. Die Etablierung des Diakonats ist daher kein Merkmal von Kirche, sondern -je nach Bewertung der gesellschaftlichen Herausforderung- erforderlich oder auch verzichtbar. Die Autorin folgt einer lutherischen Tradition, die nicht alle Lutheraner teilen.

Ulrich Schindler-Joppien

3.5 Das Amt. Das Bekenntnis. Die lutherischen Kirchen.

Über Schwierigkeiten im Gespräch über den Diakonat und Möglichkeiten, ihnen zu begegnen

Die Confessio Augustana (CA) sagt, was wichtig ist. Seit 1531. Nicht nur für die lutherischen Kirchen. Was sagt sie über den Auftrag der Kirche? Welchen Stellenwert hat in ihr die Diakonie? Und: welche Bedeutung folgt daraus für einen möglichen Diakonat? Die CA wird interpretiert. Interpretationen zeigen Kirchenbilder und Amtsverständnisse. Letztlich sind darin Gottes- und Menschenbild erkennbar. In Thesen und Fragen nähert sich der Autor Traditionen und wagt neue Deutungen. Oder sind es doch die ursprünglich gemeinten?

Hans Christian Knuth

Erst der Glaube, dann die Liebe! – ? 3.6

Von DiakonInnen als kirchlichen MitarbeiterInnen, von Personalentwicklung und vom Amtsverständnis in Kirche und Diakonie

Die kirchlichen Ämter gründen in der Rechtfertigung des Sünders. Dass Gott den Menschen liebt, wird in der Predigt angesagt. Die Liebe ist eine daraus folgende Frucht. Knuth nennt das: „Primat des Glaubens vor der Liebe“. Bedeutet dies eine Rangordnung der Ämter? Gehört der Diakonat überhaupt zum einen gegliederten Amt der Kirche? Maßgeblich ist, ob er theologisch als eine Funktion des Rechtfertigungsglaubens anzusehen ist. Von daher sind das profilierte Nebeneinander, das inhaltliche Aufeinander-Bezogensein und die wechselseitige Abhängigkeit der Ämter zu ordnen. Kirchliche Personalentwicklung auf der Folie des Rechtfertigungshandelns Gottes zielt darum auf die Vernetzung der verschiedenen Dienste durch zeitgemäßes Leitungshandeln in dem einen Amt der Kirche. Das soll theologisch-reflektiert, liturgisch-qualifiziert und kirchenrechtlich-klar geschehen.

Dr. Wilfried Brandt

Biblische „diakonia“ contra evangelische Diakonie? 3.7

Die Wortgruppe „diakonia, diakonein, diakonos“ im griechischen Neuen Testament, neu interpretiert durch John N. Collins

Der Australier John N. Collins rüttelt am Selbstverständnis evangelischer Diakonie. Das Begriffsfeld „Diakonie“ will er auf seinen ursprünglichen griechischen Bedeutungsgehalt zurückführen. Im Zentrum steht nicht der hilfebedürftige Mensch. Der Auftraggeber und sein Auftrag sind entscheidend! Die Gottesherrschaft, die Verkündigung des Evangeliums sind Ausgangs- und Zielpunkt der Diakonie. Sie wird somit zu einem Auftragshandeln, zu einer Amts-Handlung. Das ändert die Perspektive! Hat damit die traditionelle kirchlich-theologische Sicht der Diakonie ihren biblischem Boden verloren?

4. Diakonische Gemeinschaften und Spiritualität (in) der Diakonie

Fulbert Steffensky

4.1 Handwerk will gelernt sein!

Spiritualität in, mit und für unsere Gemeinschaften

Spiritualität ist Lebensaufmerksamkeit. Sie dient keinem Selbstzweck. Sie ist gestaltete Freiheit. Gelebte Hoffnung. Als Akt des Einzelnen. Und als Verbindlichkeit einer Gruppe. Teil solcher Spiritualität ist das Gebet, ist die Arbeit, ist der Humor, ist die Verantwortung. Diakonische Gemeinschaften, die solche Spiritualität wagen, werden zu Optionsträgern für eine Erneuerung der Kirche.

Hanns-Stephan Haas

4.2 Diakonie braucht den Plural

Ich konstatiere: Kein Christentum ohne Gemeinschaft.

Biblisch-anthropologisch ist klar: Der Mensch empfängt seine Identität in der Gemeinschaft mit anderen. Aber die protestantischen Kirchen tun sich schwer mit dem Gemeinschaftsgedanken. Und auch die Diakonie kann zum Opfer des Individualismus werden. Diakonische Gemeinschaften müssen sich ihrer selbst vergewissern, sich den internen und externen Herausforderungen ehrlich stellen. So können sie exemplarisch für Kirche ihren Erfahrungshorizont in Sachen Spiritualität, diakonische Kompetenz, etc. einbringen. So kann Kirche wieder zu einer ihrer Selbst-Verständlichkeiten werden: zur Gemeinschaft.

5. Ökumenische Impulse

Wilfried Brandt / Erhard Schübel

Mehr als eine Nasenlänge voraus? 5.1

Diakonische Impressionen aus Schweden Entdeckungen und Erkenntnisse einer Ökumenischen Studienreise der Verbände im Diakonat vom 20. – 28. September 2003

In der deutschen Diskussion spielt das „schwedische Modell“ eine wichtige Rolle, politisch im Blick auf die Weiterentwicklung des Sozialstaats, in der EKD im Blick auf die Zukunft des Diakonats. Das Interesse, dieses „Modell“ im Gespräch mit schwedischen Mitchristen unmittelbar kennen zu lernen, führte die Verbände im Diakonat (VEDD, Kaiserswerther und Zehlendorfer Verband) zu dem Plan einer Studienreise nach Schweden.

Sie wurde in Kooperation mit der Erwachsenenbildung Bethel vorbereitet und fand statt in der Woche vom 20. bis 28.09.2003 – wenige Tage nach dem Mord an der schwedischen Ministerin Anna Lindh und nach der Ablehnung des Euro durch eine Volksabstimmung.

Besucht wurden zwei große diakonische Einrichtungen, beide im 19. Jahrhundert gegründet: die Diakoniegesellschaft „Ersta“ in Stockholm, hervorgegangen aus einem Diakonissenmutterhaus mit Kaiserswerther Prägung, und die Stiftung Stora Sköndal bei Stockholm, ursprünglich eine Einrichtung der „männlichen Diakonie“.

Besucht wurde auch die Zentrale der Kirche von Schweden, das „Haus der Kirche“ in der alten Universitätsstadt Uppsala, dem Sitz des schwedischen Erzbischofs. Dort wurde die Reisegruppe durch Diakonin Ninni Smedberg, die Leiterin einer Abteilung für Gemeindeaufbau und Diakonie, in die Situation der Schwedischen Kirche nach der Trennung von Kirche und Staat und in ihr theologisches und diakonisches Selbstverständnis eingeführt.

Wichtige Einsichten in die Situation der schwedischen Gesellschaft und die Volkskirche verdankt die Reisegruppe einem Vortrag von Olaf S. Melin, dem Chefredakteur der führenden schwedischen Kirchenzeitung, der als Anhang zu diesem Text gehört.

6. Bildungswege im Diakonat

6 Schon bald nach dem Vorliegen des Diakonatspapieres der EKD wurde deutlich, dass neben der Erörterung grundsätzlicher Sachverhalte der Frage der Ausbildung eine große Bedeutung zukommt.

Das vorliegende Papier ist Ergebnis der Arbeit des Diakonatsausschusses des VEDD und eine notwendige Folge des langen Diskussionsprozesses über den Diakonat.
Neben dieser Arbeit im VEDD-Diakonatsausschuss hat es auch eine verbandsübergreifende Arbeitsgruppe der „Gemeinschaften im Diakonat“ (VEDD, Kaiserswerther und Zehlendorfer Verband) gegeben, in der gemeinsame Überlegungen zu Inhalten, Zielen und Konzepten von Bildungswegen angestellt wurden. Dabei ging es auch um eine Abstimmung unterschiedlicher Ausbildungen. Die Beratungsergebnisse sind indirekt in das vorliegende Papier eingeflossen.

Wir gehen davon aus, dass sich an dieser Vorlage noch viele Diskussionen entzünden, und dadurch das Papier weiterentwickelt wird. Wir hoffen, dass so schrittweise qualitativ und quantitativ vergleichbare Standards in den Bildungswegen im Diakonat erreicht werden.

Auf beiliegender CD-ROM finden Sie alle vorgenannten Texte als doc- oder rtf-Dateien. Diese lassen sich mit Textverarbeitungsprogrammen wie MS-Word öffnen, drucken und weiterverarbeiten.

VEDD
Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland e.V.

Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e. V.

Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie

IMPULS

Impressum

Herausgeber:
Zehlendorfer Verband
Humboldtstr. 5, 30169 Hannover
Kaiserswerther Verband
Lindenstr. 13, 34131 Kassel
Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland e.V., VEDD-Geschäftsstelle
Kurt-Schumacher-Str. 2, 34117 Kassel

Der Reader kann als elektronisches Medium oder in der Printfassung in der VEDD-Geschäftsstelle angefordert werden: Tel. (05 61) 73 99 421, Fax (05 61) 73 99 422
E-Mail: vedd@vedd.de

Gestaltung und Schlussredaktion:
Redaktionsbüro Lothar Simmank, Kassel • www.lothar-simmank.de
Druck: Printec Offset, Kassel

Wilfried Brandt

DIE GRETCHENFRAGE NACH DEM DIAKONAT

Die Diakonatsdiskussion und die Evangelische(n) Kirche(n) in Deutschland: Von unerledigten Kapiteln und neuen Chancen

Manuskript eines Beitrages für das Magazin „Diakonie“ (1/2003)

Der Diakonat steht und fällt mit dem Wollen oder Nichtwollen der Landeskirchen. Aber die Errichtung des Diakonats ist keine Frage der Beliebigkeit. Er ist eine Form der Verkündigung des Evangeliums. Wie das Predigtamt ist er unaufgebbarer Bestandteil von Kirche. - Der Autor begrüßt daher einen Richtlinienentwurf zur Diakonatsdiskussion. Diakonisches Werk, die Evangelische Kirche und die Verbände diakonischer Gemeinschaften in Deutschland haben daran mitgearbeitet. Theologische Verantwortung, das Ernstnehmen unterschiedlicher Traditionen und Ideen für pragmatische Lösungen in strittigen Fragen kennzeichnen den Entwurf. Eine Chance für die Glaub-Würdigkeit der Kirche? ***rb***

Im Diakonat ist die Kirche bei ihrer Sache. Man mag sprachlich unsicher sein, ob dieser Dienst von Diakoninnen, Diakonen, Diakonissen und anderen kirchlich ausgebildeten und beauftragten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Diakonie, Gemeinde und Schule „der Diakonat“ oder „das Diakonat“ heißt (nach dem Duden ist beides möglich). Sachlich jedoch gibt es hier in der Evangelischen Kirche in Deutschland keine Zweifel: Im Diakonat gewinnt „Christi Liebe“, die von der Kirche „in Wort und Tat zu verkündigen“ ist, „in besonderer Weise Gestalt“ (Grundordnung der EKD 1948, Artikel 15).

Von diesem Bekenntnis zum Diakonat gehen die inzwischen entstandenen Diakonen- und Mitarbeitergesetze der EKD-Kirchen aus. Sie sind jedoch bis heute untereinander nicht kompatibel. Eine gemeinsame Auffassung über ein dem Predigtamt entsprechendes diakonisches Amt ist in der EKD noch nicht erreicht. Andererseits wird für die Kommunikationsaufgabe der Kirche heute die Chance immer wichtiger, ihre Botschaft von Gottes Liebe auch *diakonisch*, d.h. in der Gestalt der Anwaltschaft und Hilfe für Menschen in äußerer und innerer Not, und *pädagogisch* in ihrer Bildungsarbeit deutlich zu machen. Sie braucht Fachleute für diese Aufgaben mehr denn je.

Die Synode der EKD hat sich deshalb seit 1989 wiederholt für ein neues Konzept zum Diakonat eingesetzt. In Umrissen wurde ein solches bereits sichtbar in dem Gutachten zum Diakonat, das die EKD-Kammer für Theologie 1995/1996 erarbeitete. Es fiel angesichts der komplexen Diskussion um die kirchlichen Ämter überraschend deutlich aus: „Der evangelische Diakonat“ soll „als geordnetes Amt der Kirche“ eingeführt und gestaltet werden. Aus lutherischer und reformierter Sicht gibt es triftige theologische Gründe dafür.

Dieses Votum, hinter dem gewichtige Namen aus der gegenwärtigen evangelischen Theologie stehen, muss diskutiert werden, - am besten mit einem interessierten ökumenischen Seitenblick auf Konzepte z.B. in Skandinavien und Brasilien. So könnte der Weg frei werden zu einer Einigung über den Diakonat, die den evangelischen Kirchen in Deutschland seit Johann Hinrich Wicherns wegweisendem „Gutachten über die Diakonie und den Diakonat“ 1856 als Aufgabe gestellt ist. Ein mögliches erstes Ziel wäre die

Erstellung einer „Richtlinie“ der EKD zum Diakonat, die als Empfehlung den Gliedkirchen für ihre Gesetzgebung zum Diakonat Orientierung gibt.
Der Entwurf einer solchen Richtlinie liegt jetzt auf dem Tisch. Erarbeitet vom Diakonischen Werk der EKD durch eine Arbeitsgruppe mit Personen aus der Leitung von Landeskirchen, diakonischen Werken und Unternehmen sowie aus den Diakonen- und Diakonissengemeinschaften, wurde der Entwurf im Herbst 2002 der Synode vorgelegt und fand dort Anklang. Am 7.11.2002 fasste sie auf der letzten Sitzung ihrer Legislaturperiode am Timmendorfer Strand den Beschluss: „Die Synode bittet ... den Rat der EKD, ein geordnetes Verfahren einzuleiten und die Gliedkirchen um eine Stellungnahme zu dem vorliegenden Richtlinienentwurf zu bitten und der Synode spätestens bis zu deren Sitzung im Jahre 2004 zu berichten.“

Nun ist also den Landeskirchen, ihren Leitungen und Synoden – und mit ihnen ihren Diakonischen Werken! - die Gretchenfrage gestellt: „Wie hast du’s mit dem Diakonat?“ Sie sind gefragt, ob sie ihre eigenen Bestimmungen zum Diakonat und deren Weiterentwicklung in den Rahmen einer EKD-Richtlinie stellen wollen und wieweit sie dem vorliegenden Entwurf zustimmen können.

Der Richtlinien-Entwurf des Diakonischen Werks der EKD geht aus von dem Gutachten der Kammer für Theologie, berücksichtigt die geltenden Regelungen in den Landeskirchen und gibt Perspektiven für ihre Weiterentwicklung. Seine Grundaussagen:

- Die Kirchen verstehen und ordnen den Diakonat entsprechend dem Predigtamt als eigenständige Gestalt ihres Zeugnisses.
- Für die gottesdienstliche Berufung in den Diakonat werden die drei Bezeichnungen Beauftragung, Einsegnung und Ordination zur Diskussion gestellt. Um hier eine Entscheidung zu treffen, müssen die Kirchen das Verhältnis zwischen Predigtamt und diakonischem Amt klären.
- Die Ausbildung zum Diakonat soll innerhalb der EKD standardisiert werden. Sie enthält zwei Elemente: die Ausbildung zu einem staatlich anerkannten, für die Diakonie förderlichen Beruf und eine kirchlich anerkannte diakonisch-theologische Qualifizierung. Für die letztere ist neben der intensiven Form in der Diakoninnen- und Diakonenausbildung und einem Modell aus der Tradition der Diakonissenausbildung der weniger umfangreiche Abschluss eines Diakonikums denkbar.
- Dadurch wird der Bereich des Diakonats erweitert: Alle diakonischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Haupt-, Neben- und Ehrenamt, die nach einem dieser Standards ausgebildet sind und die vorgeschriebene Amtsverpflichtung übernehmen, können in den Diakonat berufen werden.
- Je nach dem Umfang ihrer Ausbildung sind die in den Diakonat Berufenen wie ordinierte Theologinnen und Theologen zur Übernahme von Leitungsaufgaben befähigt.
- Die Berufung in den Diakonat setzt keine Mitgliedschaft in einer diakonischen Gemeinschaft voraus. Die Gemeinschaften werden jedoch in ihrer Bedeutung für diakonische Spiritualität und Identität von den Kirchen anerkannt und unterstützt.
- Die Bestimmungen der Richtlinie stellen einen Rahmen dar. Sie regeln nicht das Arbeitsrecht der im Diakonat Mitarbeitenden.

Das Gute an dieser neuen Phase im langen Diakonatsprozess: Diesmal müssen sich nicht die betroffenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter selber für die Würdigung ihres Amtes einsetzen. Jetzt hat die Kirche die Initiative zur Ordnung des Diakonats ergriffen. Das entspricht ihrer Verantwortung. Und es ist ihre Chance.

Mit der München-Studie von McKinsey fordert Wolfgang Huber (Kirche in der Zeitwende, 1998, S. 257) gegen den Trend zur „Selbstsäkularisierung“ kirchlicher Arbeit für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche: Sie müssen „ihre Aufgabe als kirchlichen Dienst im umfassenden Sinn, also als Beitrag zur Weitergabe des Evangeliums in Wort und Tat verstehen. Dafür ist es notwendig, dass sie das Glaubensthema bejahen, ein positives Verhältnis zur Kirche als Institution entwickeln und die professionellen Anforderungen an ihre Tätigkeit akzeptieren.“

Zum Glück gibt es auch heute Christen, die sich so exponiert in den Dienst der Kirche stellen. Sie brauchen dabei dringend deren Rückhalt. Die einmütige Einführung eines im Zentrum des kirchlichen Auftrags begründeten Diakonats kann für die in diesem Bereich tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von großer Bedeutung sein. Die Kirche gibt ihnen damit jenen von Wichern einst für die Diakone geforderten „archimedischen Punkt“: den festen Boden einer kirchlichen Beauftragung, der sie trägt bei ihrer Aufgabe, den Menschen das Evangelium diakonisch und pädagogisch nahe zu bringen. So verstanden ist die Gretchenfrage nach dem Diakonat eine Schlüsselfrage für die Zukunft der Kirche und ihrer Diakonie.

IMPULSE ZUM WEITERDENKEN UND ZUR WEITERARBEIT IN GRUPPEN *rb*

- Bedenken Sie den Artikel zunächst für sich:
  - Was steht da?
  - Wie sehe ich das? Was ärgert und was freut mich?
  - Was ist (mir) neu? Worüber brauche ich weitere Informationen?
  - Welche Herausforderungen für Kirche und Diakonat entdecke ich, und wie geht (wer?) damit um?

  Diskutieren Sie Ihre Erkenntnisse, Zustimmungen und Gegenpositionen in einer Gruppe.
- Bitte begründen Sie, warum Ihnen die Diskussion um den Diakonat wichtig ist oder auch nicht.
- Genügen Ihnen die Grundaussagen des Richtlinienentwurfs? In welcher Hinsicht hätten Sie mehr oder anderes erwartet? Was?
- Welche Empfindungen und welche Gedanken haben Sie beim Stichwort 'Gemeinschaft' im Richtlinienentwurf? Was begrüßen Sie? Was befürchten Sie? Was wünschen Sie?
- Was sollte nach Ihrer Meinung die Mitarbeiterschaft im Diakonat kennzeichnen?
- Welche Chancen und welche Probleme eröffnen die Richtlinien für das Konzept von Mitarbeiterschaft im Diakonat?
- Halten Sie die Diskussion um "Ordination/Einsegnung/Beauftragung" für erforderlich? Warum? Warum nicht?

Hans Christian Knuth

ERST DER GLAUBE, DANN DIE LIEBE! - ?

Von DiakonInnen als kirchlichen MitarbeiterInnen, von Personalentwicklung und vom Amtsverständnis in Kirche und Diakonie

Vortrag auf der Jahrestagung der Ständigen Konferenz der Ältesten und Geschäftsführer der VEDD-Mitgliedsgemeinschaften am 13. Februar 2003

Die kirchlichen Ämter gründen in der Rechtfertigung des Sünders. Dass Gott den Menschen liebt, wird in der Predigt angesagt. Die Liebe ist eine daraus folgende Frucht. Knuth nennt das: "Primat des Glaubens vor der Liebe". Bedeutet dies eine Rangordnung der Ämter? Gehört der Diakonat überhaupt zum einen gegliederten Amt der Kirche? Maßgeblich ist, ob er theologisch als eine Funktion des Rechtfertigungsglaubens anzusehen ist. Von daher sind das profilierte Nebeneinander, das inhaltliche Aufeinander-Bezogensein und die wechselseitige Abhängigkeit der Ämter zu ordnen. Kirchliche Personalentwicklung auf der Folie des Rechtfertigungshandelns Gottes zielt darum auf die Vernetzung der verschiedenen Dienste durch zeitgemäßes Leitungshandeln in dem einen Amt der Kirche. Das soll theologisch-reflektiert, liturgisch-qualifiziert und kirchenrechtlich-klar geschehen. ***rb***

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Schwestern und Brüder!

Wenn ich Sie jetzt bitte, *nicht* an ein rotes Auto zu denken, dann werden Sie nicht umhin können, es tun. Bei den Begriffen „Personalentwicklung“ und „kirchliche Mitarbeiter“ stellen sich ähnlich zwangsläufig Assoziationen ein, die Vorurteilscharakter haben, und mit denen ich heute gerne aufräumen möchte. Die erste Assoziation in Bezug auf die Personalentwicklung könnte etwa so lauten: „Personalentwicklung ist, wenn Arbeitskräfte eingespart werden und das auch noch gut finden.“ Und wenn ich als Ordinierter zu Ihnen als Eingesegnete vom Amtsverständnis spreche, erwarten Sie vielleicht, dass ich Ihnen beibringe, warum der Pastor theologisch dem Diakon vorgeordnet ist. Und wenn ich ein guter Personalentwickler wäre, würden Sie am Ende des Vormittags das gut finden. Wir werden sehen.

Aufräumen möchte ich mit diesen Vorurteilen, indem ich in einem ersten Teil von der Verschiedenheit der Dienste im einen Amt der Kirche spreche, also von ihrer Unterschiedlichkeit als Gegenthese zu ihrer Rangfolge. Und weiter, in dem ich in einem zweiten Teil Personalentwicklung vorstelle insoweit, als sie sich für mich aus dem nordelbischen Kontext erschließt. Ein Experte auf diesem Gebiet bin ich nicht. Dann muß natürlich die Frage bearbeitet werden, was beides miteinander zu tun hat. Das folgt in einem dritten Teil. Und schließlich füge ich noch ein paar persönliche Bemerkungen zum Schluß an.

I DIAKONINNEN UND DIAKONE ALS KIRCHLICHE MITARBEITERINNEN

1. Themenstellung und Problematik

Eine der Grundeinsichten der Reformation Martin Luthers bestand in der Wiederentdeckung der Verhältnisbestimmung von Glauben und Werken in der Theologie des Apostels Paulus. Luthers entscheidende Entdeckung lautete: Allein aus Glauben ist der Mensch gerechtfertigt vor Gott. Wie schon der Apostel Paulus, so ist dann aber auch Luther gründlich missverstanden worden. Im 20. Artikel des Augsburger Bekenntnisses wehrt sich Melanchthon heftig gegen dieses Missverständnis: „Den Unsrigen wird in unwahrer Weise nachgesagt, dass sie gute Werke verbieten“, heißt es da, und in der Tat: Schon weiter vorne, im 6. Artikel desselben Bekenntnisses steht: „Auch wird

gelehrt, dass dieser Glaube gute Früchte und gute Werke hervorbringen soll und dass man gute Werke tun muss, und zwar alle, die Gott geboten hat."

Nach dem viel zitierten Votum der Grundordnung der EKD sind die diakonisch-missionarischen Werke denn auch „Wesens- und Lebensäußerung der Kirche" (Art.15). „Die Evangelische Kirche in Deutschland und die Gliedkirchen sind gerufen, Christi Liebe in Wort und Tat zu verkündigen. Die Liebe verpflichtet alle Glieder der Kirche zum Dienst und gewinnt in besonderer Weise Gestalt im Diakonat der Kirche." (ebd.)

Allen Christinnen und Christen ist es geboten, dem Glauben Werke folgen zu lassen. Alle sind gerufen, das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen, Barmherzigkeit zu üben, Not zu lindern. Gleichwohl gibt es einen Stand, dem diese Aufgabe in besonderer Weise anvertraut ist. Mit dem zitierten Artikel nimmt die Grundordnung der EKD also in den Blick, dass der christliche Liebesdienst schon sehr früh von der Kirche in eine Institution gefasst worden ist, den Diakonat. Von der ersten Christengemeinde an bis heute gab und gibt es Diakoninnen und Diakone.

Diese schlichte historische Tatsache wirft Fragen auf, denen ich im Folgenden nachgehen möchte.

Dies ist zum einen die Frage, wie sich der Liebesdienst, der von allen Christinnen und Christen gefordert wird, zu dem spezifischen diakonischen Dienst im Auftrag der Kirche verhält. Was bedeutet es theologisch, dass für den diakonischen Dienst Menschen von der Kirche angestellt und bezahlt werden?

Zum anderen stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Dienst der Verkündigung und der Sakramentsverwaltung auf der einen und dem diakonischen Dienst auf der anderen Seite. Was sind die Besonderheiten der jeweiligen Dienste und wie ist ihr Zusammenhang zu bestimmen?

Ich möchte den Fragen so nachgehen, dass ich zunächst in der Bibel und der Kirchengeschichte nachfrage und in einem zweiten Schritt dann die aktuelle ökumenische Debatte aufgreife. Schließlich werde ich darstellen, wie die das Diakonenamt zurzeit in der VELKD und der EKD gesehen wird.

2. Der Diakonat in der Bibel und der Kirchengeschichte

Wer dem Begriff der Diakonie bzw. dem Amt der Diakonin und des Diakons in der Bibel nachgeht – Sie werden das wissen -, der erlebt eine nicht geringe Überraschung. Denn in der Bibel ist überhaupt nicht klar abgegrenzt, was Diakonie eigentlich meint. (zum Folgenden vgl. ÖSTA, Stellungnahme Ziff. 58-65)

Ich möchte nur einige wenige Stellen nennen. In Markus 10,45 sagt Jesus, dass „der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe zur Erlösung für viele." Hier ist die Rede vom Dienst des Gottessohnes an uns Menschen, und dieser Dienst besteht darin, dass er Kreuz und Tod auf sich nimmt, uns zum Heil. Indem der Apostel Paulus von diesem Erlösungsdienst Jesu Christi zeugt, leistet auch er einen Dienst. In 1. Korinther 3,5 bezeichnet sich Paulus als Diener, und sein Dienst besteht darin, zur Bekehrung der Korinther beigetragen zu haben. In 2. Korinther 3,6 nennt er sich einen Diener des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Und wie er, so werden auch seine Mitarbeiter von ihm „Diener" genannt. Mission, Weitergabe des Evangeliums, des Glaubens, ist also als Dienst anzusehen. Stärker in den Bereich sozialdiakonischer Tätigkeit weist es, wenn (wiederum) Paulus seine Kollektensammlung zur Unterstützung der Jerusalemer Urgemeinde als Dienst bezeichnet. Diakonia im Sinne von ‚Tischdienst' oder anderen helfenden Diensten im Unterschied zum Verkündigungsdienst ist im neutestamentlichen Sprachgebrauch lediglich eine der vielfältigen Bedeutungsmöglichkeiten des Wortes neben anderen." (ÖSTA Ziff. 61) Die Erzählung Apostelgeschichte 6 von der Wahl der Almosenpfleger wird gerne für die neutestamentliche Begründung eines solchen spezifischen Dienstes in Anspruch genommen, doch muss man sehen, dass die dort Berufenen im weiteren Verlauf der Apostelgeschichte auch missionarisch tätig sind, z. B. Philippus, der den Kämmerer aus dem Morgenland tauft. So ist der Diakonat nach 2. Kor. 5, 18 „Dienst der Versöhnung", ja, das Amt der Apostel und Propheten wird so bezeichnet (1. Tim 1,12). Immerhin ist Apg 6 ein Beleg dafür, dass die Armenfürsorge institutionell geregelt wird, indem bestimmte aus-

gewählte Personen für diesen Dienst mit Gebet und Handauflegung beauftragt werden (Apg 6,6). Eine Eingrenzung auf ein nur soziales Verständnis von Diakonie ist damit ausgeschlossen.

In den ersten Jahrhunderten und bis heute in den meisten Kirchen der Ökumene ist das Diakonenamt Teil des dreigliedrigen Amtes – Bischof, Presbyter/Priester, Diakon. Es weist eine besondere Nähe zum Bischofsamt auf, ist von diesem aber auch in hierarchischem Sinne abgeleitet. Diakone waren die engsten Mitarbeiter der Bischöfe. Sie übernahmen Dienste im Gottesdienst, ihnen oblagen die Armenfürsorge, die Verwaltung der Gemeindekasse und andere Hilfsdienste; der Unterricht der Neubekehrten kam hinzu. Außerdem sollten sie die Beziehung zu anderen Gemeinden pflegen. Auch Frauen hatten das Amt inne. Es entstanden auch schon Spannungen zwischen den Diakonen und den Presbytern/Priestern, so dass die Synode von Arles im Jahr 314 festlegte, dass Diakone nicht das Abendmahl einsetzen sollen. In der abendländischen, der westlichen Kirche wurde mit der Zeit das Diakonenamt eine Vorstufe zum Priesteramt.

Vor allem mit der zuletzt genannten Entwicklung hat Luther gebrochen. Da das Abendmahl für ihn – wie der gesamte Gottesdienst – kein Opfer mehr war, für das man einen geweihten Priester brauchte, änderte sich auch das Amtsverständnis in der lutherischen Reformation fundamental. Damit entfiel auch eine Abstufung des Amtes. Es blieb das *eine* Amt der Verkündigung des Evangeliums und der Verwaltung der Sakramente als der wesentlich notwendigen Aufgabe der Kirche, da nach Art. 14 des Augsburger Bekenntnisses die öffentliche Ausübung von Predigt und Sakramentsverwaltung an eine ordentliche Berufung, die Ordination, gebunden ist. Alle anderen Dienste der Kirche sind auf dieses eine Amt bezogen.

Was das für den Diakonat bedeutet, ist nicht sogleich an den Kirchenordnungen und in der Praxis abzulesen. Noch eine ganze Weile ist es so, dass Diakone und Erz-(Archi-)Diakone Predigerfunktionen einnahmen und dem Hauptpastor zugeordnet waren. Aber schon Luther hat erwogen, den Diakonat als geordneten Dienst der Liebe anzusehen, wenn er schreibt, der Diakonat solle nicht der Dienst sein, „das Evangelium oder die Epistel zu lesen, wie heutzutage gebräuchlich, sondern die Kirchengüter der Armen auszuteilen, ... denn mit diesem Rat, wie wir Apostelgeschichte 6 lesen, sind die Diakonen gestiftet worden... Nach dem Predigtamt ist in der Kirche kein höheres Amt denn diese Verwaltung, dass man mit dem Kirchengut recht und aufrichtig umgehe, auf dass den armen Christen, die ihre Nahrung selbst nicht schaffen und gewinnen mögen, geholfen werde, dass sie nicht Not leiden“ (Hauspostille: Am Tag Stephani, WA 52,591, zit. nach ÖSTA Ziff. 69).

Einer solchen Ordnung standen aber Hindernisse im Weg. Zum einen gab es nicht genügend geeignete Leute, die diese Funktion ausüben könnten, zum anderen sah Luther sowohl den einzelnen Christenmenschen als auch die Obrigkeit in Verantwortung für die Armenfürsorge. So finden sich zwar in Schriften Luthers Andeutungen eines geordneten diakonischen Dienstes als eigenständigem Dienst neben Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung, diese Gedanken fanden aber in die lutherischen Bekenntnisschriften keinen Eingang.

Nach Ansätzen im Pietismus, etwa bei August Hermann Francke, gewann der Diakonie-Gedanke im 19. Jh. angesichts der industriellen Revolution und ihrer Schattenseiten eine ganz neue Dimension. Die Namen Fliedner, Löhe, Uhlhorn und vor allem Wichern sprechen hier für sich. Ihnen hierüber zu erzählen, hieße wohl Eulen nach Athen zu tragen. Erwähnen möchte ich nur, dass sich Wichern auch amtstheologisch mit dem Diakonat beschäftigt hat. So forderte er eine Ordination der Diakone und damit die Begründung eines neuen geistlichen Standes.

Was bedeutet das äußerst vielfältige Diakonenbild, das sich uns in dem kurzen Durchgang durch die Geschichte gezeigt hat, für unsere Fragestellungen?

In Bezug auf das Verhältnis von Liebesdienst aller Christen und institutioneller Regelung zeigt sich, dass die Kirche für sich recht früh erkannt hat, dass neben der Wortverkündigung auch die Liebestätigkeit einer Ordnung bedarf. Schon Apg 6 zeigt, dass es nicht reicht, die Dinge einfach laufen zu lassen. Man muss Menschen berufen, die sich für die Verwaltung und Verteilung der Güter verantwortlich fühlen. Eine Ordnung der Liebestätigkeit bedeutet natürlich nicht, dass diese nicht mehr Aufgabe aller Christenmenschen wäre, aber sie dient der Effektivität. Das gilt ja parallel für das Amt der Wortverkündigung, das natürlich neben dem ordinierten Amt allen Gliedern der Kirche aufgetragen ist. Es ist vor allem die Lutherforschung des 20. Jahrhunderts gewesen, die erneut und intensiv das Priestertum aller getauften Glaubenden in Erinnerung gebracht hat. Das Amt der

Kirche in Wort und Tat ist demnach allen ihren Gliedern aufgetragen. Gerade deswegen darf sich aber für den öffentlichen Bereich auf einen Auftrag der Kirche nur berufen, wer eben auch durch Ordination und Einsegnung durch die Kirche geordnet beauftragt ist.

Was das spezifisch diakonische Amtsverständnis betrifft, so verwirrt der Blick in die Geschichte mehr, als dass er Klarheit schafft. Wir sehen Diakone, die sich um die Armenfürsorge kümmern und missionieren, wir sehen Diakone innerhalb des dreigliedrigen Amtes mit Aufgaben im Gottesdienst betraut, wir sehen Diakone, die kleinere Pfarrstellen innehaben, wir sehen Diakone neben den Pfarrern mit besonderem Dienstauftrag, und schließlich begegnet uns auch die Anstaltsdiakonie.

So ist es überhaupt nicht klar, ob und wenn ja wie die verschiedenen Verständnisse des Diakonenamtes in seiner Geschichte einem verbindlichen Verständnis des Amtes *heute* dienen können.

3. Der Diakonat im ökumenischen Gespräch heute

Wie wird das Diakonenamt in anderen großen christlichen Kirchen beschrieben?

Zunächst ein kurzer Blick in die *römisch-katholische Kirche:* Dort gehört der Diakon zum dreigliedrigen sakramentalen Amt. Das heißt: Mit der Diakonenweihe tritt der Kandidat in den Klerikerstand ein, und zwar entweder im Sinne einer Vorstufe zur Priesterweihe – dann heißt er „Durchgangsdiakon“ – oder als dauerhaft ausgeübtes Amt – dann ist er „Ständiger Diakon.“ Erst das 2. vatikanische Konzil hat die Weihe auch verheirateter Männer (ab 35) zum Ständigen Diakonat wieder möglich gemacht. Frauen werden zum Diakonat nicht zugelassen, weil nach römisch-katholischem Recht eine Weihe von Frauen nicht möglich ist. Hierüber sind aber die letzten Worte noch nicht gesprochen, da z.B. die gemeinsame Synode der deutschen Bistümer schon 1975 für den Frauendiakonat plädiert hat. Die praktische Ausgestaltung des Ständigen Diakonats variiert weltweit. Man muss noch Erfahrungen mit diesem Amt machen.

Zwischen der *anglikanischen Kirche* und dem Lutherischen Weltbund fand 1995 ein langes Gespräch über den Diakonat statt, als dessen Ergebnis die Studie „Der Diakonat als ökumenische Chance“ (auch als Hannover-Bericht –im folgenden HB- bekannt) vorgelegt wurde. Hier und auch in einigen lutherischen Kirchen ist der Diakonat (neben dem Bischofs- und Priesteramt) ebenfalls Teil eines dreigliedrigen, nun aber ordinationsgebundenen (und nicht weihegebundenen) Amtes. Der Hannover-Bericht kann als ein Plädoyer für die Übernahme dieses Verständnisses des Diakonats auch in anderen lutherischen Kirchen gelesen werden: eine Angleichung der Ämter soll der Vertiefung der Kirchengemeinschaft dienen. Ökumenisch bezieht sich der Hannover-Bericht auf das Lima-Papier über Taufe, Eucharistie und Amt (1982).

Die Mitarbeiter der gemeinsamen Arbeitsgruppe sehen das Diakonenamt eng bezogen auf die Liturgie der Kirche, also dem gottesdienstlichen sakramentalen Geschehen. „Den Getauften wurde ihre Berufung und ihr Dienst durch die Taufe verliehen. Diese Berufung wird durch die liturgische Feier der Eucharistie erneuert und neugestaltet. Der diakonische Dienst der Laien wird durch die Diakone und Diakoninnen der Kirche gefördert und gegebenenfalls geleitet.“ (HB 26) Es wird also durch Analogieschluss eine Verhältnisbestimmung von diakonischem Amt und dem von allen Christenmenschen geforderten Liebesdienst vollzogen: So wie das Abendmahl die Getauften auf ihre Berufung in der Taufe verweist, so verweist der Diakonat als ordiniertes Amt der Kirche auf das für alle geltende Liebesgebot. Kann man das evangelisch mitsprechen?

Die enge Bindung des Diakonenamtes an die Liturgie findet in manchen Kirchen darin ihren Ausdruck, dass die Diakoninnen und Diakone in den Gottesdiensten bestimmte Funktionen wahrnehmen: Lesung des Evangeliums, Leitung der Fürbitte der Gemeinde, Empfang der Gaben der Gemeinde, Vorbereitung des Abendmahlstisches usw. (HB 27).

Als weiteres Spezifikum des Diakonenamtes beschreibt der Hannover-Bericht darüber hinaus seine Vermittlungsfunktion: „Diakonische Amtsträger/-innen sind zu Vermittlern/Vermittlerinnen der Kirche berufen, indem sie die Nöte, Hoffnungen und Anliegen in Kirche und Gesellschaft interpretieren und sich ihrer annehmen.“ (HB 48) Hier kommt zum Tragen, dass der HB das neutestamentliche Bild des *diakonos* als Vermittler interpretiert, und diese Interpretation ist nicht unumstritten.

Ich kann gut verstehen, wenn die anglikanische und – aus den lutherischen Kirchen – schwedische Interpretation des Diakonenamtes manchen unserer Diakoninnen und Diakone als besonders reizvoll erscheint. Wer mal an einem Evensong oder einem Gottesdienst in einer der englischen Kathedralen teilgenommen und dort die prächtig gekleideten Diakone bei ihrer Mitwirkung am Gottesdienst gesehen hat, der kann sich schon fragen, warum unsere Füllung des Diakonendienstes so anders ist. Allerdings möchte ich zu bedenken geben, dass in der anglikanischen Kirche das Amt sehr klar hierarchisch gegliedert ist und dass der Diakon, die Diakonin dort in der Hierarchie an 3. und damit letzter Stelle kommt. Man muss sich fragen, ob man das will.

Aber damit komme ich schon zu meinem nächsten Punkt:

4. Zum Amtsverständnis des Diakons/der Diakonin in der VELKD und der EKD

Um das gleich vorweg zu sagen: In dieser Frage gibt es keinen Streit mit der EKD.

Kurz nachdem der Hannover-Bericht vorlag, hat die Theologische Kammer der EKD eine Studie mit dem Titel „Der evangelische Diakonat als geordnetes Amt der Kirche“ vorgelegt. Etwas später wurde vom Ökumenischen Studienausschuss der VELKD die Stellungnahme zum Hannover-Bericht erarbeitet. Beide Texte kommen im Wesentlichen zu denselben Ergebnissen.

Das wichtigste Ergebnis hierbei ist, dass in der EKD wie in der VELKD das Diakonenamt als eigenständiges Amt neben dem Amt der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung angesehen wird. Das Amt hat seine spezifischen Aufgaben, und es hat eine spezifische Würde. Was heißt es aber konkret, dass beide Ämter *nebeneinander* bestehen?

Es kann *nicht* heißen, dass es zwischen beiden Ämtern keine Beziehung gibt. Man kann sich das leicht an unseren Bekenntnisschriften, vor allem dem Augsburger Bekenntnis, klarmachen, wenn man sich einmal die Abfolge der Artikel 4-6 ansieht. Artikel 4 handelt von der Rechtfertigung aus Glauben allein. Artikel 5 sagt, dass Gott die Evangeliumsverkündigung und die Sakramentsverwaltung eingesetzt hat, damit wir zu einem solchen Glauben kommen. Artikel 6 spricht dann – wir haben das vorhin schon gehört - von den Früchten dieses Glaubens, von den guten Werken. Das darf man nicht auseinanderreißen, sondern es gehört in ein und denselben Zusammenhang. Dadurch kommt es in der Stellungnahme der Kammer für Theologie zu der bisher ungewohnten Formulierung vom „Amt des Liebesdienstes“ als Teil des Priestertums aller getauften Glaubenden. Schön sagt das auch die Kirchenstudie der Leuenberger Kirchengemeinschaft: „Für die auftragsgemäße Ordnung der erfahrbaren Kirche sind die Institutionen des Gottesdienstes und der Weitergabe des Evangeliums auf der einen und die Diakonie auf der anderen Seite so zu ordnen, dass beide als Institutionen von Zeugnis und Dienst zur Geltung kommen.“ (Die Kirche Jesu Christi 2.5.3) Von hier geht der Blick der Studie der EKD zum Begriff des geordneten Amtes nach CA 14 und zu den reformierten Kirchenordnungen (2.2), wobei die Ordnung des Predigtamtes nach CA 14 zum "Existenzgrund", die des Liebesdienstes zur "vornehmsten Lebensäußerung der Kirche" gezählt wird. Auch hier wird keine Hierarchie begründet, sondern eine inhaltlich bestimmte aufeinander-Bezogenheit. Wird das Predigtamt überbetont, so verfällt die Kirche einer ungesunden Selbstbezogenheit und wird unglaubwürdig; wird der Liebesdienst überbetont, so verfällt sie einem unbegründeten Aktionismus. Die Kirche braucht beides in gut ausgewogener Verhältnisbestimmung.

Die ökumenisch weit verbreitete Herleitung des Diakonats aus dem dreifach gegliederten Amt wird schroff abgelehnt. Dabei stehen Barmen ("Keine Herrschaft des einen Amtes über das andere") und Leuenberg ("Mitarbeiter der ersten und der zweiten Tafel des Gesetzes haben Anteil am einen Amt der Kirche.") Pate.

Hier liegt m. E. die wichtigste Grundentscheidung der Kammer für Theologie. Lapidar wird gegen die LIMA-Texte und gegen weite Bereiche der Ökumenischen Christenheit betont (Römer, Anglikaner, Orthodoxe, Teile des Weltluthertums): "Um den Diakonat als Amt der Kirche zu ordnen, bedarf es also keiner irgendwie gearteten Ableitung aus dem Predigtamt". "... Vom Predigtamt unterscheidet es (das Diakonat) sich durch den Inhalt seines Dienstauftrages, von der Ausübung der allgemeinen Liebespflicht durch das Mandat der Kirche." (S. 11)

Man muß sich das hier ganz deutlich machen. Der Diakonat wird nicht ausgegliedert aus dem Amt des Bischofs, des Pastors, sondern wird aus dem der Kirche insgesamt eingestifteten Amt nach

CA V ausgegliedert und geordnet, nicht in Abhängigkeit vom geordneten Predigtamt, sondern allenfalls in Analogie zu diesem.

Das setzt natürlich voraus, daß man von vornherein differenziert zwischen CA V und CA XIV. Schon das geordnete Predigtamt deckt demnach nicht alle Aspekte des Grundamtes von Predigt und Sakramentsverwaltung ab. So heißt es z. B. in unserer Nordelbischen Verfassung entsprechend: "Das der Kirche anvertraute Amt gliedert sich in verschiedene Dienste." Und: "Alle ehren-, neben- und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben Anteil an dem einen Amt der Kirche." Diese Differenzierung zwischen ministerium in CA V und ordo in CA XIV ist allerdings auch im Luthertum nicht unumstritten. Die Nordelbische Verfassung wurde bei ihrer Entstehung darum von vielen im Norden als bekenntniswidrig verurteilt. Ebenso urteilt die Studie "Kirche und Rechtfertigung" der gemeinsamen römisch-katholischen und evangelisch-lutherischen Kommission des Lutherischen Weltbundes und des päpstlichen Einheitsrates von 1993: "daß 'kirchliches Amt' oder 'Predigtamt' etwas anderes meinen könnte als die kirchliche Institution des ordinierten Amtes - ein Gedanke, der erst im 19. Jahrhundert auftaucht -, wird durch CA 14 ausgeschlossen." (Kirche und Rechtfertigung, S. 103)

Kern der Entscheidungen der EKD-Schrift ist das konsequente Verständnis des Amtes als Funktion des rechtfertigenden Handelns. Das Amt der Kirche ist eine Funktion der Rechtfertigung und nur eine Funktion der Rechtfertigung. Hier ist nicht die Rede von der Repräsentation Christi oder gar des Schöpfers, wie es der Hannoverbericht tut.

Auf dieser Schiene hat allerdings das Diakonische Werk der EKD gegen die Studie der Kammer und die Stellungnahme des ÖSta protestiert. Ich sehe aber gerade in der Unterscheidung von Glaube und Liebe die Sicherung der Eigenständigkeit und Gleichursprünglichkeit des Diakonats. Die Unterscheidung von Wesensgrund und Lebensäußerung und der Primat des Glaubens vor der Liebe, die hier als Herabstufung des Diakonats gegenüber dem Predigtamt empfunden wird, ermöglicht die parallele Ableitung der Ämter als Funktionen des Rechtfertigungsglaubens. Die Kirche lebt nicht davon, daß sie liebt oder daß sie Gottes Liebe repräsentiert, sie lebt davon, daß sie geliebt wird. Nicht daß sie Gott, sondern daß Gott sie liebt, ist der Existenzgrund der Kirche. Solcher Glaube bleibt freilich nicht ohne Frucht. Darum gilt auch der andere Satz, daß Kirche nicht ohne Liebesdienst am Nächsten denkbar ist, die Liebe insofern vornehmste Lebensäußerung der Kirche bleibt. Insofern ist m. E. die Befürchtung, eine Rangfolge von Glauben und Liebe würde unmittelbar zu einer entsprechenden Unterordnung zwischen Pfarramt und Diakonat führen, unberechtigt. Der Satz "Auch die Predigt des Evangeliums ist wie die Liebe eine Frucht des Glaubens und eine Lebensäußerung der Kiche. Und auch der Dienst der helfenden Liebe gehört wie die Predigt zum Wesen der Kirche, er ist eine Gestalt des Evangeliums, durch das Christus seine Kirche schafft" in der Stellungnahme des Diakonischen Werkes ist häretisch. Der Glaube kommt aus der Predigt, aber das Evangelium folgt nicht dem Glauben nach. Wohl folgt die Predigt, die ich als Prediger anfertige, aber nicht das Grundgeschehen von Kirche, das Kirche zur Kirche macht. Das ist und bleibt das Wortgeschehen, das Gott selbst eingesetzt hat. Das Amt ist (nur) um des Glaubens willen da. Das betrifft dann auch alle Gestalten des Amtes.

Diese Zuordnung des Predigtamtes und des Liebesdienste zueinander heißt nun aber auch, dass sie unterschiedliche Aufgaben haben, dass die öffentliche Wortverkündigung und die Verwaltung der Sakramente *nicht* zu den Aufgaben des diakonischen Amtes gehört und der geordnete Liebesdienst über das, was allen aufgetragen ist hinaus, nicht zu denen des Pfarramtes. Ich weiß, dass das für viele Diakoninnen und Diakone ein Problem ist. Muss beim Jugendgottesdienst, in dem Abendmahl gefeiert werden soll, immer der Pfarrer dabei sein? Ich kann nur sagen: Es muss. Aber eben nicht, weil er ein *höheres* Amt hätte, sondern weil er ein *anderes* Amt hat.

Pfarramt und Diakonat sind zwei verschiedene geordnete Ämter in der einen Kirche. Das wird auch in der Übertragung des Amtes deutlich. Pfarrerinnen und Pfarrer werden ordiniert. Das Recht zur Ordination haben in den lutherischen Kirchen Personen, die ein Bischofsamt oder ein bischöfliches Amt (Landessuperintendent, Kreisdekan) innehaben. Diakoninnen und Diakone werden nicht ordiniert, sondern sie werden eingesegnet. Dies geschieht in einer öffentlichen gottesdienstlichen Handlung. Wichtig ist mir, dass in der Handlung deutlich wird: Es ist nicht irgendeine Person, die das Amt überträgt, sondern die Einsegnung geschieht im Auftrag und im Namen der ganzen Kirche. Denn die Diakonie ist eine Lebensäußerung der ganzen Kirche. Wenn nun unterschiedliche

Begriffe benutzt werden, so drückt das keine Wertigkeit aus. „Ordination“ lehnt sich an die Sprache der CA an, die die Ordnung für das Amt der Wortverkündigung und der Verwaltung der Sakramente ausdrücklich zum Thema hat. „Einsegnung“ ist sachlich das Gleiche, unterscheidet sich auch liturgisch im Bereich der VELKD nicht, bezeichnet den Vorgang aber aufgrund der oben beschriebenen Ableitung aus CA V parallel zu CA XIV begrifflich unterschieden für den Diakonat. Das sorgt für Klarheit.

5. Zusammenfassung

Kehren wir zu unseren Ausgangsfragen zurück, so kann jetzt gesagt werden:

Zum einen: Dass die Kirche ihre diakonische Aufgabe an bestimmte Menschen delegiert, heißt nicht, dass nicht auch weiterhin alle Christinnen und Christen gerufen sind, Nächstenliebe zu üben. Aber genauso wie die Kirche gerufen ist, ihren Auftrag der Evangeliumsverkündigung und Sakramentsverwaltung so zu ordnen, dass neben der Berufung aller Glieder für ihren je eigenen Bereich durch die Taufe nur bestimmte dazu Berufene diesen Auftrag öffentlich und im Namen der ganzen Kirche wahrnehmen, so ordnet die Kirche auch ihren diakonischen Auftrag so, dass sie bestimmte besonders ausgebildete Menschen beauftragt, diesen Dienst im Auftrag und im Namen der Kirche auszuüben. Und wiederum: nicht, um alle anderen Glieder der Kirche von diesem Amt zu suspendieren. Sondern gerade wegen des Priester- und, so müssen wir jetzt sagen, Diakonentums aller Getauften/Glaubenden, damit niemand sich Ämter anmaßt, ohne von den Anderen in geordneter Weise berufen zu sein.

Zum anderen: Pfarramt und Diakonenamt sind verschiedene Ämter in der Kirche, aber sie sind einander zugeordnet, und um der Ordnung der Kirche und ihrer Ämter willen soll es hier keine Vermischung geben.

II PERSONALENTWICKLUNG IN KIRCHE UND DIAKONIE

1. Einleitung

Ich habe es schon gesagt: ich bin kein Experte für Personalentwicklung in der Kirche, und schon gleich gar nicht in der Diakonie. In den Vorgesprächen habe ich das auch deutlich gemacht, und es ist verabredet, dass neben dem ausführlichen Teil über das Amtverständnis, den Sie nun überstanden haben, der zweite über Personalentwicklung nur ein paar Linien vor dem Hintergrund der nordelbischen Situation ziehen kann. Übergreifende Strukturen, von denen EKD-weit oder gar ökumenisch gesprochen werden könnte, gibt es sowieso nicht. Das liegt natürlich auch daran, dass Personalentwicklung in der Kirche ein relativ neues Phänomen ist. Das ist wichtig zu sagen, auch, um den häufigsten Verwechslungen vorzubeugen. Denn Personalentwicklung ist etwas anderes als die uralten und immer schon genutzten Instrumente der Visitation und der geistlichen Aufsicht, und sie ist auch etwas anderes als die inzwischen schon vielfältig etablierte Praxis der Beratung und Supervision auf allen Ebenen.

Personalentwicklung ist leitungsbezogen. Während Beratung klientenbezogen arbeitet und Visitation Ausdruck der Gemeinschaft und der Einheit der Kirche in gemeinsamer Beratung und auch Seelsorge ist, agiert Personalentwicklung leitungsbezogen und leitungsangebunden. Sie formuliert nicht selbst die Ziele ihrer Arbeit, sondern sie durchdenkt und ermöglicht durch ihre Instrumente Ziele der jeweiligen Leitungsebene, die diese in ihren Strukturen und mit ihren Methoden zuvor erarbeitet hat. Das Aufkommen von Personalentwicklung in der Kirche offenbart also auch eine Veränderung im Verständnis von Leitung.

Woher diese Veränderung kommt und wovon sie inspiriert ist, bliebe noch zu untersuchen. Ich will hier nur knapp nachzeichnen, auf welchen Wegen Personalentwicklung sich in Nordelbien etabliert hat, wie ihr theologisches Grundverständnis ist und worin ihre Ziele liegen. Für den ganzen jetzt folgenden Zusammenhang verweise ich auf den Artikel „Personalentwicklung konkret – Ansätze und Gespräche“ unserer „Chefpersonalentwicklerin“ Kirsten Fehrs, der in der Zeitschrift „Lernort Gemeinde“ im Heft 8/02 erschienen ist, sowie auf die dort angeführte Literatur.

2. Die Entstehung von Personalentwicklung in Nordelbien

Etwa seit 1999 diskutieren in Nordelbien Pröpstinnen und Pröpste über neue Formen der Instrumente einer neu verstandenen Leitung. Ein Impuls dafür mag das Aufkommen der Personalentwicklung in der Wirtschaft gewesen sein. Wir leben ja in einer Zeit des intensiven Gesprächs mit der Wirtschaft in vielen kirchlichen Fragen. Vielleicht ist dies regelrecht eine neue Epoche: nach dem Gespräch mit der Philosophie in der klassischen Theologie, der gegenseitigen Beeinflussung von Humanismus, Aufklärung und Reformation, dem Gespräch mit politisch-revolutionären Ansätzen im Zeitalter des Kommunismus und des Sozialismus, nach der Begegnung mit der Psychoanalyse seit der Auseinandersetzung mit der Religionskritik Freuds und seinem Menschenbild und der „Beratungswelle“ in der Kirche seit den siebziger Jahren nun die vielfältige Anleihe bei der Wirtschaft in Fragen der Organisation, des Veränderungsmanagements und eben der Leitung. Ich will hier nicht in eine grundsätzliche theologische Betrachtung und gar Bewertung dieser Vorgänge einsteigen. Grundsätzlich halte ich es für ein wesentliches und sachgemäßes Kriterium reformatorischer Theologie, sich gesprächsfähig zu zeigen mit anderen geisteswissenschaftlichen und gesellschaftlichen Systemen. Immer wieder wird es dabei allerdings um die Propriumsdiskussion gehen müssen. Auch das ist Aufgabe der „Arbeitsstelle Personalentwicklung“ der Nordelbischen Kirche. Das Anliegen der Personalentwicklung und manche Praxis ist jedoch auch schon aus biblischen Zusammenhängen und der Praxis der Kirche von Anfang an längst vertraut. Das wird spätestens deutlich, wenn von den Instrumenten der Personalentwicklung die Rede ist.

Der Impuls kam also von der mittleren Leitungsebene, den Pröpstinnen und Pröpsten in Nordelbien. Die Aufnahme von Leitungsinstrumenten aus der Wirtschaft kann man dabei verstehen als Reaktion auf eine strukturelle Schwäche der Leitung innerhalb der Nordelbischen Kirche. Alle Entscheidungskompetenz liegt laut nordelbischer Verfassung bei den Gremien. Die können aber in grundsätzlichen Fragen auch nicht allein entscheiden. Außerdem sind sie immer einerseits mit einem (kleinen) Teil Hauptamtlicher besetzt, die sich dann strukturell als ihre eigenen Abhängigen begegnen, andererseits mit Ehrenamtlichen in der Mehrzahl mit unterschiedlichsten, oft ungenutzten Qualifikationen und potentieller Unverbindlichkeit. So gibt es ein strukturelles Leitungsdefizit in Nordelbien. Das haben Organisationsberatungen eindeutig hervorgebracht. Es handelt sich um Strukturen, die uns bei der Entstehung der nordelbischen Verfassung in den siebziger Jahren bis heute von hohem theologischen und reformerischen Wert erscheinen. Darauf kann ich jetzt leider nicht näher eingehen. Sie stehen auch (zunächst?) nicht zur Debatte. Um dem vor allem auf der mittleren Ebene spürbaren Leitungsdefizit aber zu begegnen, fing man an, sich umzusehen.

Inzwischen ist Personalentwicklung zu einem wichtigen Schwerpunkt in Nordelbien geworden. Neben der nordelbischen Arbeitsstelle mit ihrem Beirat gibt es in 13 Kirchenkreisen derzeit 15 PastorInnen und 4 Mitarbeitende in der Personal- und Gemeindeentwicklung im Umfang von insgesamt 11 Pfarrstellen und 2,75 Mitarbeiterstellen. Die Aufgaben der PE-Mitarbeitenden in den Kirchenkreisen umfassen im wesentlichen vier Bereiche:

- Unterstützung der ehren- und hauptamtlich Leitenden in der Personalführung u.- entwicklung, d.h. vor allem Stärkung der Leitungskompetenz durch die Organisiation und Durchführung gezielter Fortbildungen und durch Prozeßbegleitungen. Die Qualifizierung für Leitungsaufgaben erfolgt in den Bereichen: Führungsverständnis und –kompetenz, zieloriente Steuerung, Gremien- und Teamleitung, Personalauswahlverfahren (Stellenbeschreibungen, Stellenprofilentwicklung, Besetzungsverfahren), Konzept- und Strukturentwicklung, Arbeits- und Zeitorganisation, Konfliktbearbeitung, Einführung von Mitarbeitenden- oder Zielvereinbarungsgesprächen, Projektmanagement, Personalführung und Personalrecht.
- Begleitung und zielorientierte Beratung für einzelne Mitarbeitende oder für Mitarbeiterteams im Blick auf Arbeitsorganisation und Zeitmanagement, Steuerungsprozesse, Vermittlung von Supervision und anderen Beratungen, teilweise auch Laufbahnentwicklung.
- Begleitung von Organisationsentwicklungs- und Leitbildprozessen in Kirchengemeinden und Regionen, Kirchenkreiseinrichtungen und -gremien, z.B. Fachberatung bei der Umsetzung von Strukturveränderungen, bei Stellenbeschreibung von (reduzierten) Pfarrstellen und (Teilzeit-) Mitarbeitendenstellen, bei Konzeptentwicklung.

- Förderung der internen Kommunikation durch Stärkung der Zusammenarbeit zwischen ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitenden, zwischen den Kirchengemeinden (Regionalisierung) und zwischen den Kirchengemeinden und dem Kirchenkreis.

Aufgrund der unterschiedlichen Bedingungen vor Ort gibt es sehr unterschiedliche Gewichtungen; in den letzten 2 Jahren haben die PE-Mitarbeitenden jedoch folgende Themen und Aufgaben in besonderem Maße bearbeitet:

- Stellenbeschreibungen (reduzierter) Mitarbeiter- bzw. Pfarrstellen , in Verbindung damit
- Pastorinnenleitbild
- Qualifizierung in Leitungskompetenz
- Mitarbeiter-, Zielvereinbarungs-, Jahresgespräche
- Zielentwicklung und Bilanz mit den Kirchenkreisvorständen und –synoden
- Vorbereitung auf die KV-Wahl 2002 (Bilanz in den Kirchenvorständen)
- Entwicklung von Fortbildungsveranstaltungen für neue KirchenvorsteherInnen
- Regionalisierung
- Projektmanagement.

In vielen dieser Bereiche wird also, wie Sie sehen, mit bekannten Methoden gearbeitet. Aber neben der Tatsache, dass neue Methoden hinzukommen, ist die Leitungsorientierung insgesamt ein neuer Ansatz, was natürlich auch schon zu Spannungen mit anderen, länger schon in Nordelbien etablierten Institutionen geführt hat, die z.T. mit ähnlichen Instrumenten arbeiten.

3. Das theologische Grundverständnis und die Ziele der Personalentwicklung

„Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Sein, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind´s noch nicht, wir werden´s aber. Es ist nicht getan oder geschehen, es ist aber im Gang und im Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg. Es glüht und glänzt noch nicht alles, es reinigt sich aber alles.“ Diese Sätze von Martin Luther sind grundlegend auch für die Personalentwicklung. Sie geht – nicht nur im kirchlichen Bereich - grundsätzlich von der positiven Annahme aus, daß jeder Mensch fähig ist, sich zu verändern und äußere Wandlungen mit inneren Entwicklungen zu beantworten. Theologisch ausgedrückt heißt das: Für PE in der Kirche ist das christliche Menschenbild konstitutiv. Es legt - speziell mit seinem Imago-Dei– und seinem Rechtfertigungsgedanken- einen stabilen Grund.

Gott offenbart sich als der „Ich werde sein, der ich sein werde“ und damit als Kontinuum und wandelbar zugleich. Mann und Frau – beide in ihrer Differenz Ebenbild Gottes – bleiben demnach die, die sie *sind* und sie *werden* zugleich, die sie sein werden – sie ent-wickeln sich, bilden ihre Gaben und Möglichkeiten heraus. In dieser Spannung zwischen Sein und Werden, Kontinuum und Wandel entwickelt der Mensch seine Identität. Er braucht dazu Grundvertrauen im Sinne von Vertrauen in den Grund, der bleibt und trägt, und Wegbegleitung im Wandel.

Ernst zu machen mit dem Zutrauen in die Entwicklungsfähigkeit jedes Menschen als Ebenbild Gottes ist nicht möglich ohne Vergebung. Bei aller Veränderungswilligkeit: wir wissen von der Bruchstückhaftigkeit menschlicher Biographie, von den Rückschritten in Entwicklungen, von den Grenzen der Veränderungsfähigkeit und vom Scheitern. Mit all dem sind wir - so der zentrale Gedanke reformatorischer Theologie – „gerecht“, angenommen von Gott, allein aus Gnade. Auch PE in kirchlichem Kontext lebt in dem Spannungsfeld des „simul iustus et peccator“ und löst diese Dialektik nicht auf in ein lineares Verständnis von Entwicklung: Es wäre ein Mißverständnis zu meinen, durch PE solle sich der „sündige“ zu einem „gerechten“ Menschen entwickeln oder gar: er *werde* entwickelt. Vielmehr gilt es hier, mit den Möglichkeiten und Grenzen persönlicher Entwicklung auch die Möglichkeiten und Grenzen der PE im guten Sinne anzunehmen.

Noch bleibt bei der Ausformulierung einer „Theologie der Personalentwicklung“ einiges zu tun. Erste Ansätze aber haben wir gehört.

Ziel der Personalentwicklung in der Nordelbischen Kirche ist es, Menschen in ihrer Fähigkeit zu stärken, die befreiende Botschaft des Evangeliums in ihren Tätigkeitsfeldern zu verkündigen und erfahrbar zu machen. Dahinter steht der zentrale Gedanke, daß die lebendige Vermittlung des

Evangeliums in die Lebenswirklichkeit hinein nur durch die Personen gelingt, denen man in der Kirche – im Gottesdienst, Trauerbesuch, Sozial- und Diakoniestation, Gemeindebüro, Kirchenvorstand, Jugendtreff, Kirchenkreisverwaltung usf. - begegnet. Ihr Engagement, ihre Kompetenz und ihre Glaubwürdigkeit prägen die Gestalt der „sichtbaren" Kirche. Innerhalb dieses Rahmens verhilft Personalentwicklung u.a.

- zur Klärung von Rollen und Aufgaben
- zu Verbindlichkeit innerhalb der Strukturen
- zu zielorientiertem Arbeiten
- zur Bearbeitung von Konflikten
- zur Motivationsförderung
- zu Flexibilität (gegen bürokratisches Denken)
- zu Weiterbildung / Qualifizierung
- zur Einstellung von geeigneten Personen.

Als Leitungsaufgabe verstanden, geht es PE darum, die ehren- wie hauptamtlichen Mitarbeitenden so zu fördern und durch Möglichkeiten zur Qualifizierung auch herauszufordern, daß sie jetzige und künftige Aufgaben zur Zufriedenheit wahrnehmen können. Das Angebot der PE geschieht zielorientiert, d.h. sie richtet sich nach den Zielen der Organisation. Daß dabei in der Organisation Kirche Ehrenamtliche und Hauptamtliche gemeinschaftlich kirchliches Leben gestalten und Leitungsverantwortung tragen, gehört zu den außerordentlichen Bedingungen von PE im kirchlichen Kontext.

Personalentwicklung ist zugleich Organisationsentwicklung. Die beteiligten Menschen leben und arbeiten in einem System, sind mit anderen vernetzt und verbunden. Im biblischen Bild: Sie sind alle Glieder am Leib Christi. Organisationen lernen, entwickeln sich, wenn individuelle Entwicklungsprozesse stattfinden oder Strukturen der Zusammenarbeit verändert werden. Daher ist Personalentwicklung in der Praxis untrennbar verbunden mit Gemeindeentwicklung. Organisationsentwicklung in der Kirche ist ein systematisch gestalteter Veränderungsprozeß. Er umfaßt alle Maßnahmen der Organisation, der Kommunikation und der Personalführung, die der Entwicklung der Kirche als bedeutsamer Institution für Glauben und Leben der Menschen in einer sich verändernden Gesellschaft dienen. Ein Ziel der Organisationsentwicklung ist es, die Identifikation der Mitarbeitenden mit ihrer Kirche und ihren Aufgaben zu erhöhen und das geistliche Profil der Gemeinden und Einrichtungen deutlicher werden zu lassen.

III PERSONALENTWICKLUNG UND AMTSVERSTÄNDNIS

Theologisch-strukturell gibt es eine Nähe zwischen dem oben über das Amtsverständnis Dargelegte und der Personalentwicklung: während das Amt durch die Bekenntnisschriften als *Funktion* des Rechtfertigungsglaubens definiert ist, wird Personalentwicklung als Instrument kirchlicher Leitung theologisch aus dem Rechtfertigungsglauben deduziert. Damit sind Unterschiede des Ansatzes von Personalentwicklung im Blick auf Ordinierte einerseits und Eingesegnete andererseits unmöglich. Zwar sind die Ordinierten erste Zielgruppe der Überlegungen in Nordelbien gewesen, was durch die Entstehung der Fragestellungen in der mittleren Ebene und der direkten Zuständigkeit der Pröpstinnen und Pröpste für die Pastorinnen und Pastoren als Dienstvorgesetzte nahe liegt. Sofort bei der systematischen Entfaltung der Aspekte dieses Ansatzes ist aber die Organisation als Ganzes mit allen ihren haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Blick gekommen. Seitdem wird die Aus- und Reformulierung der Konzepte im Blick auf die „anderen Mitarbeiter" als vordringliche Aufgabe gesehen.

Vor dem Hintergrund des parallel aus CA V abgeleiteten Amtes der PastorInnen und der DiakonInnen kann im Blick auf die Ziele der Personalentwicklung, „Menschen in ihrer Fähigkeit zu stärken, die befreiende Botschaft des Evangeliums in ihren Tätigkeitsfeldern zu verkündigen und erfahrbar zu machen", ebenfalls kein Unterschied nach Zielgruppen gemacht werden. Das gilt zwar in gleicher Weise wie für Pastoren und Diakoninnen auch für alle anderen und gerade auch die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die innerhalb des einen Amtes besondere Diens-

te ausüben. Vielleicht ist es aber vor dem Hintergrund des immer wieder auftauchenden Verdachts einer Rangordnung zwischen Ordinierten und Eingesegneten wichtig, das zu sagen.

IV ZUM SCHLUSS

Zu diesem Verdacht der Rangordnung möchte ich noch ein paar abschließende Sätze sagen. Ich weiß: es gibt unter Ordinierten immer (noch) hier und da welche, die Diakoninnen und Diakone als Handlanger betrachten und entsprechend behandeln. Und es gibt eine Öffentlichkeit, die Kirche in den Ordinierten auf allen Ebenen personalisiert. Das gilt ganz besonders für die moderne Mediengesellschaft.

Es gibt diesen Rangordnungsgedanken aber nach meiner Wahrnehmung immer wieder auch unter den Diakoninnen und Diakonen selbst. Sie fühlen sich degradiert, wenn die Verwaltung der Sakramente und die lebenslange und kirchenweite öffentliche Wortverkündigung anderen übertragen ist, und sie deswegen an bestimmten Stellen mit Ordinierten zusammenarbeiten müssen. Ich weiß, es sind hoch symbolträchtige Stellen: die Taufe, das Abendmahl, und immer wieder auch die Verkündigung im „normalen“ Gottesdienst auf der Kanzel. Und, verbunden mit diesen hochbesetzten Stellen: die Frage der Amtstracht.

Da ich aber theologisch die Rangordnung wirklich für überholt halte, kann ich mir solche Verletzungen und Verdachte nur aus einer Geringschätzung des eigenen Dienstes innerhalb es einen Amtes der Kirche erklären. Dazu, liebe Schwestern und Brüder, dazu besteht aber kein Anlass. Mit Selbstbewußtsein und Stolz können Sie verweisen auf das, was Sie in der Kirche tun, und was niemand außer Ihnen so kann, wie Sie es können. Mit Freude können Sie wuchern mit den Pfunden, die Gott Ihnen anvertraut hat. Gemeinsam sollen wir in der Öffentlichkeit gegen die Verengung der Repräsentanz von Kirche auf die Ordinierten durch gegenseitige Wertschätzung, Achtung, Förderung und Begleitung die verschiedenen Dienste des einen Amtes als aufeinander bezogen und voneinander abhängig plausibel machen.

IMPULSE ZUM WEITERDENKEN UND ZUR WEITERARBEIT IN GRUPPEN *rb*

- Welche theologischen Kriterien zur Definition eines Amtes der Kirche führt Knuth an? Teilen Sie diese Zuschreibung? Gilt sie Ihrer Meinung nach für alle Ämter der Kirche oder sehen Sie unterschiedliche theologische Begründungen? Welche Folgerungen für das kirchliche Arbeitsrecht und andere kirchliche Verfassungsrechte sollten gezogen werden? Wie gehen Sie mit den gewonnenen Erkenntnissen um?
- Halten Sie ein am Konzept des Personalmanagements orientiertes Leitungsverständnis mit dem aus der Rechtfertigungslehre abgeleiteten Amtsverständnis für verträglich? Wie verstehen Sie Knuth, der das Amt der Kirche aus der Rechtfertigungslehre ableitet im Gegenüber zu Collins, der darin eher eine Repräsentation Christi sieht? *(siehe dazu der Artikel von Wilfried Brandt in diesem Reader).*
- Müssen Amt und Leitung identisch sein? Wie ist die Leitungsfrage in Gemeinde und Kirche theologisch zu begründen? Ist die Amtsfrage grundsätzlich relevant für die Funktion von Kirche?
- Was ist in der Praxis das Spezielle des DiakonInnenamtes (und/oder auch des Pfarramtes) gegenüber der allgemeinen Beauftragung der ChristInnen zu diakonischem Handeln (zum Priestertum)?
- Wie kann das geistliche Profil des kirchlichen Amtes in den Gemeinden und diakonischen Einrichtungen deutlich werden?
- Apostelgeschichte 6 ist –exegetisch betrachtet- nicht als biblische Quelle für die Diakonatsdiskussion geeignet. Welche biblischen Texte halten Sie für passender?
- Entwickeln Sie in einem Rollenspiel ein Argumentationsschema für die Einführung eines gleichgeordneten gemeindlichen Diakonats neben dem Pfarramt und dem PresbyterInnenamt in einer Kirchengemeinde. Was bedeutet dies für die Struktur von verfaßter Kirche und von verfaßter Diakonie, daß Pfarramt und Diakonenamt nebeneinander bestehen sollen?
- Welche Folgerungen für den Diakonat ziehen Sie aus der Erklärung, die "Verkündigung des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente" seien die "wesentlich notwendige Aufgabe der Kirche"? Teilen Sie die Auffassung Knuths, wonach alle anderen Dienste der Kirche auf das Amt der Verkündigung und der Verwaltung der Sakramente bezogen sein müssen?
- Sammeln Sie Ideen für eine liturgische Anbindung des Diakonenamts / des Diakonats in den gemeindlichen Gottesdienst. Bitte begründen Sie Ihre Vorschläge theologisch. Suchen Sie nach Adressaten und tragen diesen Ihre Anregungen vor.
- Beachten Sie auch die methodischen Impulse und Anregungen zu den Texten von Dorothea Wendebourg (Amt), Wilfried Brandt (Collins) und Ruprecht Beuter (Wichern).

Dr. Wilfried Brandt

BIBLISCHE "DIAKONIA" CONTRA EVANGELISCHE DIAKONIE?

Die Wortgruppe "diakonia, diakonein, diakonos" im griechischen Neuen Testament, neu interpretiert durch John N. Collins[1]

Der Australier John N. Collins rüttelt am Selbstverständnis evangelischer Diakonie. Das Begriffsfeld "Diakonie" will er auf seinen ursprünglichen griechischen Bedeutungsgehalt zurückführen. Im Zentrum steht nicht der hilfebedürftige Mensch. Der Auftraggeber und sein Auftrag sind entscheidend! Die Gottesherrschaft, die Verkündigung des Evangeliums sind Ausgangs- und Zielpunkt der Diakonie. Sie wird somit zu einem Auftragshandeln, zu einer Amts-Handlung. Das ändert die Perspektive! Hat damit die traditionelle kirchlich-theologische Sicht der Diakonie ihren biblischem Boden verloren? ***rb***

1. Worum es geht: Philologisch-historische Kritik am ‚diakonia'-Verständnis der neueren Theologie, mit Konsequenzen für das theologische Selbstverständnis der Kirche und ihrer Dienste

Der katholische Theologe John N. Collins (Melbourne, Australien) ist in und seit seiner Dissertation 1976 der Bedeutung der Wortgruppe ‚diakonein', ‚diakonia, ‚diakonos' im griechischen Neuen Testament (im Deutschen meist als dienen, Dienst, Diener wiedergegeben) nachgegangen. Er nennt das Ergebnis seiner Forschungen „Re-Interpretation", d.h. Neu-Übersetzung der alten Quellen, in denen diese Worte enthalten sind. Zu einer solchen neuen Übersetzung nötigt ihn vor allem der Vergleich zwischen der Verwendung dieser Worte im NT und in außerbiblischen antiken griechischen Quellen. Von diesem Vergleich ausgehend ergibt sich eine Neubewertung der Bedeutungsakzente der Wörter ‚diakonein', ‚diakonia, ‚diakonos' an den verschiedenen Stellen, an denen sie innerhalb des NT vorkommen. Die neue Übersetzung weicht zum Teil stark von der bisher üblichen ab. Sie stellt damit eine ganze Auslegungstradition in Frage.[2]

Die Forschungsergebnisse von Collins sind in unserem diakonischen Kontext, soviel ich weiß, bisher nur von Hans-Jürgen Benedict positiv aufgenommen und mit den von ihm gesehenen Konsequenzen zur Diskussion gestellt worden.[3] Mich führen sie zu folgenden Fragen:

- Ist das, was die Kirche tut, um Jesu Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen, mit dem vom Wort ‚diakonia' aus dem Neuen Testament abgeleiteten Begriff „Diakonie" richtig bezeichnet?
- Ist die biblische Begründung für die soziale Arbeit („Liebestätigkeit") der Kirche durch die neutestamentlichen ‚diakonia'-Stellen berechtigt?

---

[1] Vgl. John N. Collins, Diakonia. Re-interpreting the Ancient Sources, New York 1990 (basierend auf seiner Dissertation von 1976), und das Papier "Diakonia and the new Greek Lexikon (BDAG)", als E-Mail von J. C. verschickt an seine theologischen Gesprächspartner im Mai 2001.

[2] Vertreter dieser Tradition: Wilhelm Brandt (Dienst und Dienen im Neuen Testament, 1931), Hermann Wolfgang Beyer (Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, hrsg. V. Gerhard Kittel, Bd. II, 1935), Walter Bauer (Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testament, 5. Aufl. 1958), Eduard Schweizer (Gemeinde und Gemeindeordnung im Neuen Testament, 1959)

[3] In seinem gründlichen und engagierten Aufsatz „Beruht der Anspruch der evangelischen Diakonie auf einer Missinterpretation der antiken Quellen? John N. Collins' Untersuchung ‚Diakonia'" (Pastoraltheologie 89, 349ff, 2000) begrüßt Benedict die Thesen von Collins, weil sie die Diakonie von ihrem sie selbst überfordernden Anspruch entlasten, die aufopfernde Liebe Christi abbilden zu müssen (diese ist Thema des Predigtamts, nicht Sache der Diakonie). Collins, wie B. ihn versteht, gibt der Diakonie ein gutes Gewissen bei dem, was sie tatsächlich sein kann: ein profanes Hilfehandeln in „menschenrechtlicher und zivilgesellschaftlicher Perspektive", das von den Aktivitäten der anderen Träger sozialer Arbeit allenfalls unterschieden ist durch die christliche Motivation diakonischer Mitarbeiter (S. 363). Ich bezweifle, daß diese Neuauflage einer Zwei-Reiche-Lehre (hier heiliges Predigtamt, dort profane Sozialarbeit der Kirche) im Sinne von Collins ist. Wenn Diakone und Diakoninnen als Teil ihres kirchlichen Auftrags (‚diakonia') mit Aufgaben der Nächstenliebe betraut sind, was auch nach Collins sein kann, gehört ihr Hilfehandeln zu ihrem Botendienst für das Evangelium.

- Eignet sich das, was im NT über den ‚diakonos' der Gemeinden gesagt wird, als Grundlage für ein sozial-karitatives Verständnis des heutigen Diakoninnen- und Diakonenamtes?
- Welche Folgen ergeben sich aus einer neuen Übersetzung der ‚diakonia'-Stellen im Neuen Testament für das theologische Verständnis der kirchlichen Dienste überhaupt?[4]

2. John Collins' These und ihre Rezeption in der englischsprachigen Exegese[5]

Was Collins bei seinen Untersuchungen zu den griechischen Wörtern ‚diakonein', ‚diakonia' und ‚diakonos' herausgefunden hat, versuche ich mir am Gebrauch des Wortes „dienen" im Deutschen klar zu machen. Gedient wird immer einer Person oder Sache (Dativ), „für" die der Dienst geschieht. Dabei gibt es zwei Möglichkeiten, dieses „für" zu verstehen. Ein Beispiel aus dem kirchlichen Kontext: Der Dienst einer Diakonisse im Krankenhaus geschieht *für die Kranken*. Oder: Ihr Dienst geschieht *für ihren Herrn Jesus Christus*. Häufig machen wir aus der Not dieser Zweideutigkeit eine theologische Tugend. An unserem Beispiel: Wir halten es für *notwendig*, daß beim Verständnis des Dienstes einer Diakonisse *beide* Bedeutungen ihres „Dienstes für ..." mitschwingen.

Der „Urtext" für diese zweidimensionale theologische Interpretation des christlichen Dienens ist die Rede Christi von seinen „geringsten Brüdern", in deren Gestalt er selbst auf den „Dienst" der Menschen wartet (Mt 25,31-46). Wer einem Hungrigen zu essen gibt, „dient" in dieser einen Handlung beiden: dem leidenden Mitmenschen und Christus. Ein schönes Beispiel für dies zweidimensionale Verständnis von „dienen" ist die alte Legende vom heiligen Christophorus. Dieser Riese ist sein Leben lang auf der Suche nach einer Möglichkeit, dem größten Herrn zu dienen. Er entdeckt schließlich Christus als diesen größten Herrn und bekommt, um ihm zu dienen, den Posten des Fährmanns an einem reißenden Fluß. Dort dient er den Menschen, indem er sie ans andere Ufer trägt. Sein stolzer Dienst für den größten Herrn und sein demütiger Dienst an den Menschen sind ein und dasselbe. Er versteht das offenbar lange selber nicht, bis er dieses kleine Kind durch das Wasser ans andere Ufer bringt – und merkt, daß er Christus, den Herrn der Welt, auf den Schultern trägt.

Unter den Fundstellen für die Wörter ‚diakonein', ‚diakonia' und ‚diakonos' im Neuen Testament sind Belege für *beide* Bedeutungen des „Dienstes für ..." zu finden. Welche von beiden aber ist die Ur-Bedeutung? Die These von Collins besagt nach meinem Verständnis, daß der breite Strom der bisherigen Auslegung den falschen der beiden Pole in der Bedeutung von „jemandem dienen" als Ur-Bedeutung angenommen hat, nämlich: *demütiges, aufopferungsvolles Dienen zum Wohl für solche, die einen Dienst brauchen*. Seine Forschung führt ihn zu der Annahme, daß der ursprüngliche Sinn von ‚diakonein', ‚diakonia' und ‚diakonos' am andern Pol angesiedelt ist: Es geht um den *Dienst für einen Herrn,* um das *Dienen im Namen, im Auftrag und im Interesse einer übergeordneten Instanz*. Dieses Dienen hat von Hause aus eben *keinen* demütigen Touch, sondern eher einen religiösen, heiligen. Die Griechen haben zum Beispiel auch ihren beliebten Gott Hermes, den Götterboten, ‚diakonos' genannt.[6]

Collins' These bedeutet meines Erachtens, daß im damaligen Griechisch beim Vorgang des Dienens (‚diakonein') primär der Auftraggeber mitgedacht ist, erst sekundär (wenn überhaupt) der Nutznießer. Für das Verständnis des Diakonenamtes heute ergäbe sich als Konsequenz: Was den Diakon ausmacht, ist nicht die von ihm wahrgenommene Not, sondern das von ihm (nämlich bei seiner Ordination) empfangene Mandat.[7] Bei unserem von der Diakonie des 19.

[4] Für Collins selbst ist das die Leitfrage seiner Untersuchung des Wortfelds 'diakonein', 'diakonia', 'diakonos': „... there is a clear direction on which this study points, and that is to the higher ground of thinking about ministry." (Diakonia S. 262)

[5] Vgl. seine eigene Gegenüberstellung der einschlägigen Artikel in der englischen Ausgabe von Walter Bauers Wörterbuch zum NT (abgekürzt BDAG = Bauer/Danker/Arndt/Gingrich), Auflage 1979 und Auflage 2000, vgl. oben Anm. 1.

[6] Collins, Diakonia S. 90ff, 194.

[7] Wörtlich: „What constitutes the deacon ..., is not the perceived need but the received mandate." John N. Collins, Making better Use of Deacons, S. 16 (Manuskript eines Vortrags in Hobart, 06.12.2002).

Jh. und exegetisch von Wilhelm Brandt geprägten Verständnis von ‚diakonein' dagegen[8] ist es umgekehrt: Hier geht es beim ‚diakonein' primär um diejenigen, denen der helfende Dienst zugute kommt.

Bei der uns gewohnten Auslegung prägen zentrale Stellen im *Evangelienteil* des NT die Bedeutung, etwa Mk 10,35-45 und Matth 25,25,31-46: es geht um helfendes Dienen. Jene ‚diakonein'-Stellen im *Briefteil* des NT, die in diese Bedeutung nicht recht passen (vgl. 2. Kor 4,1; 5,18 die Verkündigung als „Dienst der Versöhnung"), werden von dort her mit einem „diakonischen" tieferen Sinn versehen. - Collins setzt umgekehrt bei den paulinischen ‚diakonia'-Stellen ein, wo das Wort einen von Gott gegebenen „Agenten"-Auftrag meint, und spürt diese Bedeutung auch im Hintergrund solcher Evangelien-Stellen, die offenkundig „dienen" primär als Fürsorge, Aufwarten bei Tisch usw. meinen. – Luther hat an vielen Stellen das griechische Wort ‚diakonia' mit dem deutschen Wort „Amt" übersetzt. Neuere deutsche Übersetzungen haben ihn durch das Wort „Dienst" korrigiert. In gewisser Weise wird Luther durch Collins rehabilitiert.

Ein Durchbruch für die Akzeptanz der Forschungsergebnisse von Collins ist dadurch geschehen, daß die neueste Ausgabe des bedeutenden „Greek-English Lexikon of the New Testament" (erschienen im Jahr 2000) die meisten Übersetzungsvorschläge von Collins übernimmt. Die Artikel zu den Wörtern ‚diakonein', ‚diakonia' und ‚diakonos' werden deshalb gegenüber früheren Ausgaben desselben Lexikons und seines berühmten deutschen Vorgängers, des Wörterbuchs zum Neuen Testament von Walter Bauer, völlig umgeschrieben.

Durch einen groben Vergleich zwischen den früheren Lexikonartikeln und denen vom Jahr 2000 versuche ich die durch Collins bewirkten Veränderung anzudeuten.

Die Lexikonartikel der Jahre 1958/1979 stehen sozusagen für den philologischen Hintergrund unserer bisherigen deutschen evangelischen Theologie des Dienens.

Walter Bauer[9], Wörterbuch zum Neuen Testament, 5. Aufl. 1958, führt als erste Bedeutung von ‚diakonein' an: „*aufwarten* bei Tische". Davon abgeleitet ist die zweite Bedeutung: „Allgemein *bedienen* von Dienstleistungen jeder Art." Als ein Beispiel für diese Bedeutung wird Mk 10,45 genannt: (Der Menschensohn ist nicht gekommen) „*um sich dienen zu lassen, sondern um selbst zu dienen*". –

Für ‚diakonia' gibt Walter Bauer 1958 als erste Bedeutung an: „Dienstleistung", als zweite „speziell die Dienstleistung, die zur Vorbereitung einer Mahlzeit nötig ist", als dritte „Dienst, Amt der Propheten und Apostel", als vierte „Unterstützung, besonders durch Almosen und Hilfeleistungen".

Im Artikel ‚diakonos' nennt Bauer 1958 als erste Bedeutung „der Diener", als zweite „allgemein der Helfer", als dritte „der Diakon im Sinne des kirchlichen Amtes".

Die entsprechenden Lexikonartikel im Jahr 2000 sind völlig neu bearbeitet. Das Griechisch-Englische Lexikon, das aus Bauers Wörterbuch entstanden ist[10], folgt in seiner Ausgabe von 2000 in den meisten Fällen[11] der neuen Übersetzung von Collins. Das führt dazu, daß in dem Artikel ‚diakonein' die Reihenfolge und Gewichtung der Bedeutungen gegenüber den früheren Auflagen des Lexikons geändert wird.

Jetzt heißt die *erste* Bedeutung von ‚diakonein': „to function as an intermediary, *act as go-between/agent, be at one's service*", deutsch: „als Vermittler tätig sein, *amtieren als einer, der dazwischengeht, als Agent (Vertreter), in jemandes Dienst stehen*". Bei dieser Bedeutung wird

[8] W. Brandt, Dienst und Dienen im Neuen Testament S. 83, trennt scharf zwischen Jesu ‚latreuein' (dienen, gehorchen, verehren) Gott gegenüber (Mt 4,11) und Jesu ‚diakonein' (dienen): „Jesu ‚diakonein' ist dem Nächsten zugekehrt, Jesu Gehorsam dem Vater. Je ausschließlicher beides der Fall ist, um so reiner ist es. Der Dienst ist dann rein, wenn er ausschließlich die Not des anderen zur Richtschnur nimmt, der Gehorsam dann, wenn der Wille des Vaters allein maßgebend ist. Der Gehorsam macht einsam, der Dienst stellt vor den Nächsten."

[9] Wörterbuch zum Neuen Testament, 5. Aufl. 1958; so auch noch in dem auf Bauers Wörterbuch basierenden Griechisch-Englischen Lexikon zum Neuen Testament (BDAG) von 1979.

[10] Abgekürzt BDAG, s.o. Anm. 3.

[11] Nicht überall, vgl. Collins' Auseinandersetzung mit den Abweichungen in seinem oben in Anm. 1 genannten Papier „Diakonia and the new Greek Lexikon (BDAG)".

jetzt die Verwendung von ‚diakonein' in Mk 10,45 eingeordnet: "The Son of Man came to carry out an assignment", deutsch: „Der Menschensohn kam, um einen Auftrag (eine Aufgabe) auszuführen." – Die früher zuerst genannte Bedeutung „aufwarten, zu Tisch dienen" erscheint jetzt nur noch als Einzelfall der *zweiten* Bedeutung von ‚diakonein': „to perform obligations (without focus on intermediary function)", deutsch: „Verpflichtungen nachkommen, dienstliche Pflichten durchführen (ohne spezielle Betonung einer vermittelnden Funktion)". Ein Beispiel dafür: Lukas 12,37.

Im Artikel ‚diakonia' werden jetzt folgende drei Bedeutungen aufgeführt: 1. „service rendered in an intermediary capacity, *mediation*, *assignment*", deutsch: "Dienst, der in einer vermittelnden Stellung geleistet wird, *Vermittlung, Auftrag*". Beispiel: 2. Kor 9,12. – 2."performance of a service", deutsch: „Durchführung eines Dienstes". – 3. „functioning in the interest of a larger public, *service, office* of the prophets and apostles", deutsch: "Tätigkeit im Interesse einer größeren Öffentlichkeit, *Dienst*, *Amt*". Beispiel: 2. Kor 5,18. – 4. „rendering of specific assistance, *aid, support", deutsch: "*Gewährung eines besonderen Beistands*, Hilfe, Unterstützung". Beispiel: Apg 6,1.* – 5. „an administrative function, *service* as attendant, aide, or assistant", deutsch: "eine Verwaltungsaufgabe, Dienst als Diener/Begleiter, Adjutant, oder Assistent", vgl. Röm 12,7.

Der Artikel 'diakonos' des Griechisch-Englischen Lexikons vom Jahr 2000 bringt zwei Bedeutungen des Wortes: 1. "one who serves as an intermediary in a transaction, *agent, intermediary, courier*", deutsch: "einer, der in einer Transaktion (einem Geschäft) als Vermittler dient, *Agent (Vertreter), Vermittler, Kurier*". Beispiele Mk 10,43; Joh 2,5. – 2. "one who gets something done, at the behest of a superior, *assistant*", deutsch: "einer, der auf Geheiß eines Höheren dafür sorgt, daß etwas getan wird". Beispiele: Mk 10,43; Joh 12,26. – Der „Diakon im Sinne des kirchlichen Amtes", bei Walter Bauer die dritte Bedeutung, wird unter den Bedeutungen von ‚diakonos' nicht mehr aufgeführt. Begründung: Die von ‚diakonos' abgeleiteten Wörter „Diakon" und „Diakonin" (deacon, deaconess) sind Termini technici (Fachbegriffe), deren Bedeutung in der Kirchengeschichte variiert. Sie sind deshalb bei der Übersetzung des neutestamentlichen Gebrauchs von ‚diakonos' unangemessen. - Am Schluß des Artikels 'diakonos' wird Collins (Diakonia S. 254) zitiert (Hervorhebung von mir): **"Care, concern, and love – those elements of meaning introduced in the interpretation of this word and its cognates by Wilhelm Brandt – are just not part of their field of meaning."** Deutsch: **"Fürsorge, Sich-Kümmern-Um und Liebe – jene Bedeutungselemente, die Wilhelm Brandt in die Übersetzung dieses Wortes und der damit verwandten (Worte) eingeführt hat, sind eben kein Bestandteil ihres Bedeutungsfeldes."**

3. Konsequenzen

Die philologisch-historischen Forschungsergebnisse von Collins fordern zu ihrer Überprüfung heraus. Wo sie zu akzeptieren sind, muß unsere Theologie des Dienens überprüft werden. Was würde das bedeuten?

Der theologische Diakonatsbegriff enthält zwei Pole: Der Diakonat ist ein *Amt*, und er ist ein *Dienst*.

Mit dem Begriff *„Amt"* bezeichnen wir die *formale* Seite des Diakonatsbegriffs. Diakonat heißt: Nächstenliebe bzw. Diakonie als *Auftrag* (der Kirche oder Gottes oder Christi).

Mit dem Begriff *„Dienst"* bezeichnen wir eher die *inhaltliche* Seite des Diakonatsbegriffs. Diakonat heißt: Kirchlicher Auftrag zur Organisation und Ausübung der *Nächstenliebe.*

Wenn man auf diese Weise differenziert, dann lässt sich das Ergebnis der „Re-Interpretation" der neutestamentlichen Wörter ‚diakonein', ‚diakonia, ‚diakonos' durch Collins so verstehen: Diese Wörter decken nach ihrer ursprünglichen Bedeutung den ersten, den formale Sinn des Begriffs „Diakonat" ab: Diakonat als Amt und Auftrag der Kirche oder Gottes oder Christi. Erst in zweiter Linie kann bei manchen Fundstellen der neutestamentlichen Wörter ‚diakonein', ‚diakonia, ‚diakonos' auch ein Bezug zur anderen, inhaltlichen Bedeutung von „Diakonat" hergestellt werden, d.h. zur christlichen Liebestätigkeit.

Collins geht von der Feststellung aus, daß die Wörter ‚diakonein', ‚diakonia, ‚diakonos' (so wie sie aus der griechischen Umgangssprache von Christen übernommen wurden) zunächst eine

neutrale (der christlichen Botschaft gegenüber indifferente) Bedeutung haben. Sie beziehen sich auf den Dienst einer Vermittlung, um die Durchführung einer Aufgabe in höherem Interesse und Auftrag (A beauftragt B zur Durchführung eines „Dienstes" C gegenüber der Person oder Instanz D). Von dieser allgemeinen Bedeutung muß auch bei der Auslegung der neutestamentlichen Stellen ausgegangen werden. Das im 19. Jh. geprägte deutsche Wort „Diakonie" ist insofern für die Auslegung des Neuen Testaments irreführend, als es einen Spezialfall des mit ‚diakonia' gemeinten Mittlerdienstes, das fürsorgliche Dienen, zum Regelfall macht.

Falls dies stimmt, hat unsere kirchlich-theologische Rede von „Diakonie" sozusagen den philologischen, ja den biblischen Boden unter den Füßen verloren. Was dies bedeuten würde, das kann m.E. durch einen Vergleich zwischen den Begriffen „Diakonie" und „Mission" beleuchtet werden.

Der Begriff „Mission" heißt vom Lateinischen her zunächst neutral „Sendung". Sekundär wird er dann in der kirchlichen Verwendung (anknüpfend an Stellen, in denen von der „Sendung" der Jünger durch Jesus die Rede ist) fest an *einen* der vielen möglichen Inhalte dieser „Sendung" gebunden und bekommt die konkrete Bedeutung „Verkündigung, Evangelisation unter den Heiden". – Genau entsprechend müßte nach Collins „Diakonie" eigentlich vom griechischen ‚diakonia' her zunächst neutral und allgemein „Vermittlerdienst, Ausführung eines Auftrags" heißen. Der uns geläufige Sprachgebrauch beschränkt das Wort „Diakonie" auf die Bezeichnung *eines* der verschiedenen Aufträge, die im Neuen Testament durch ‚diakonia' ausgedrückt werden, nämlich auf den Liebesdienst der Christen.

Es gibt jedoch einen wichtigen Unterschied bei der Verwendung der beiden Begriffe: Bei „Mission" ist die ursprüngliche allgemeine Bedeutung „Sendung" noch bewusst (vor allem durch die umgangssprachliche Verwendung des Wortes in profanen Zusammenhängen, z.B. „unterwegs in schwieriger Mission"). Bei „Diakonie" dagegen schwang der (wie Collins meint) *ursprüngliche* allgemeine und anders akzentuierte Sinn von ‚diakonia' (Vermittlerdienst, Auftrag) von vornherein nie mit, er ist bei der Prägung des Begriffs „Diakonie" im 19. Jh. mit seiner einseitig „diakonisch" geprägten Bedeutung (Fürsorge, Hilfe) unbeachtet geblieben.

4. Fragen

1. Im Hintergrund der ganzen Diskussion geht es eigentlich um die zentrale Frage: Was geschah in der Zeit der frühen Kirche mit dem Umgangsgriechisch, als es von Christen für ihre Sache in Gebrauch genommen wurde? Inwieweit haben die profanen griechischen Begriffe im christlichen Kontext ihre Bedeutung behalten, inwieweit sind sie im Dienst der Christusbotschaft umgeprägt worden?

2. Bei jedem Versuch, die Bedeutung von ‚diakonein' in der Sprache des NT zu klären, spielt Mk 10,45 eine zentrale Rolle. Der Evangelist interpretiert hier das Heilswerk Jesu selbst als ein „Dienen", bzw. umgekehrt: er bringt das ‚diakonein' mit der Lebenshingabe Jesu in Verbindung. Ist diese Stelle ein *Schlüssel* zum Verständnis von ‚diakonia' im Neuen Testament, der Maßstab für die Auslegung der anderen ‚diakonein'-Stellen, oder ist sie umgekehrt angesichts dieser übrigen Stellen ein Sonderfall, also eher ein *Problem*?

3. Kritisch wendet sich Collins gegen die herrschende deutsche evangelische (und die von ihr beeinflusste katholische) Theologie: Sie habe die Anliegen der sozialen kirchlichen Praxis hineingetragen in ihre Auslegung des NT, habe durch eine entsprechende Auslegung der ‚diakonein'-Stellen eine Begründung für ihre Praxis „hergestellt" und dabei den ursprünglichen Wortsinn verfehlt. Stimmt das? Wir müssen dieser kritischen Frage nach den möglicherweise verfälschenden Auswirkungen unseres „erkenntnisleitenden Interesses" auf unsere Bibelauslegung standhalten.

3. Aber auch Collins ist zu fragen, welches Vorverständnis, welches Verständnis von Kirche und kirchlichen Ämtern in seiner „Re-Interpretation" am Werk ist: „Reine" absichtslose Philologie gibt es m.E. nicht. (Ein Beispiel: Der Bibelausleger Martin Luther hat bei seiner „Re-Interpretation" des Neuen Testaments den „gnädigen Gott" nicht nur *gefunden*, er hat ihn auch *gesucht*.) Wis-

senschaftliche Arbeit folgt einem „erkenntnisleitenden Interesse“.[12] Jedenfalls lassen sich aus den philologischen Resultaten der Forschungsarbeit von Collins theologische Positionen ableiten für die Diskussion um das Verständnis der Kirche und ihrer Ämter.

- Die neue Interpretation der Wortgruppe ‚diakonein’, „diakonia’ und ‚diakonos’ enthält Argumente *gegen* die Funktionalisierung und *für* die „amtliche“ Bindung der kirchlichen Praxis; Argumente *für* ein von der Ordination und den Ämtern her gedachtes und *gegen* ein mehr von der Taufe und vom Kirchen-Volk her gedachtes Kirchenverständnis[13]. Sie spricht für die Wahrung der Priorität des Verkündigungsamtes vor allen anderen kirchlichen Aktivitäten[14].

- Während wir, von Wichern herkommende diakonische Theologen, gegen ein „undiakonisches“ profilloses Verständnis des Diakonenamts polemisieren (vom Diakon ist nur klar, daß er dem Bischof unterstellt ist als sein Faktotum, sein „Mädchen für alles“), kann von der katholischen und anglikanischen Tradition her, zum Teil auch im sog. Lima-Papier des Ökumenischen Rates, unser sozial-karitatives Verständnis des Diakonenamtes als Engführung empfundenen werden. Ihr kann man nun mit Hilfe des NT und der profangriechischen Quellen entgegenwirken, um die große Breite und Flexibilität des Diakonats zurückzugewinnen.

- Die Tätigkeit von Diakoninnen und Diakonen wird emotional entlastet, wenn man diese als eine Gestalt des Auftrags der Kirche, nicht als professionelle Verwirklichung einer inneren Haltung („Liebe als Beruf“) versteht.

- Für Liebhaber der Philosophie eine vielleicht etwas verwegene Idee: In den Begriffen des mittelalterlichen Universalienstreits[15] ausgedrückt, liegen die exegetischen Ergebnisse von Collins auf der Linie der „Nominalisten“ (Occam, Duns Scotus), während wir in unserer gewohnten Auslegung dem Denkmuster der „Realisten“ (Thomas) zuneigen.

    - Die „realistische“ Variante hieße in unserem Zusammenhang: Was gut ist, das will Gott und dazu beauftragt er seine Kirche. (Bindung des Willens Gottes und der ‚diakonia’ an das Gute, das Gott selber ist, an die Liebe)

    - Die nominalistische Variante dagegen: Was Gott will und wozu er seine Kirche beauftragt, das ist gut. (Bindung des Verständnisses von „Erlösung“, „Liebe“, „was für uns gut ist“ und von ‚diakonia’ an Gottes freien Willen)

Keine Frage für mich ist, daß Collins durch die Verlagerung des Bedeutungsschwerpunkts von ‚diakonein’, ‚diakonia’ und ‚diakonos’ auf einen Boten- und Mittlerdienst neue exegetische Möglichkeiten gewinnt, die Dienste der Kirche im Heilswerk Gottes und im erlösenden Dienst Christi zu verankern und so ihrer Säkularisierung zu wehren. Diesem Anliegen gilt theologisch meine volle Zustimmung. In diesem Sinn habe ich aber auch bei meiner bisherigen „traditionell protestantischen“ Auffassung (diakonisches Handeln ist Nachfolge Christi in den Aufgaben der Nächstenliebe) Diakonie verstanden: Auch wenn sie sich sozialgeschichtlich als Teil der im 19. Jh. aufgebrochenen allgemeinen sozialen Bewegung beschreiben lässt, ist die Diakonie ja in der Tat aus theologischer Sicht etwas ganz anderes: In der Diakonie begleitet die Kirche ihre Botschaft von der Liebe Gottes durch ein helfendes und anwaltschaftliches Handeln, das diese Liebe für die Menschen konkret erfahrbar macht. So ist die Diakonie zusammen mit der kirchli-

[12] Collins nennt als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen die Frage nach dem Verständnis der zentralen christologischen Aussage Mk 10,45 (Diakonia S. IX), als Ergebnis eine neue exegetische Basis für das kirchliche Amtsverständnis, s.o. Anm. 4.

[13] Eine wichtige Stelle für die christliche Ämterlehre ist Eph 4,11f. Im Unterschied zu den meisten derzeitigen offiziellen Bibelübersetzungen vertritt Collins die Auffassung, daß ‚diakonia’ dort nicht den Dienst der „Heiligen“ (= Christen) insgesamt meint, sondern das Amt der aufgezählten Amtsträger. Er übersetzt: Christus hat einige „ ... als Hirten und Lehrer eingesetzt für die Zurüstung der Heiligen, zum Werk der ‚diakonia’ (= ihres Amtes)“. (Man beachte die Stellung des Kommas nach „Heiligen“, nicht nach „eingesetzt“.) Nach Collins sind es also nicht die Christen, die, von den durch Christus gegebenen Amtspersonen zu gemeinsamem Dienst zugerüstet, die Gemeinde als Leib Christi bauen, sondern der Gemeindeaufbau (zu dem auch die Zurüstung der Christen gehört) geschieht durch den Dienst dieser Amtspersonen (vgl. auch Heinrich Schlier in seinem Epheserkommentar zu Eph 4,11f).

[14] Collins, Diakonia S. 258ff.

[15] Im Universalienstreit ging es um die philosophischen Grundlagen der Theologie. Er bildet den Hintergrund des in einem mittelalterlichen Kloster angesiedelten Kriminalromans von Umberto Eco: Der Name der Rose.

chen Verkündigung ein von Gott selber seinem Volk auf Erden befohlenes und anvertrautes, also in seinem Namen und Auftrag aufzurichtendes Zeichen für seine Gegenwart in unserer Welt, ein Vorzeichen für sein anbrechendes Reich.

5. Schluß

Leider ist meines Wissens eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Collins' ‚diakonia'-Untersuchungen von Standpunkt unserer deutschen Auslegungstradition aus bisher noch nicht geführt worden. Ich selber bin dazu nicht kompetent. Es scheint mir jedoch dringend nötig, daß wir uns im Diskurs unserer diakonischen Theologie in Deutschland von seinen Thesen zu einer Antwort provozieren lassen. Auch wenn manche seiner Textinterpretationen mir gezwungen erscheinen und zum Widerspruch reizen: in der Tendenz dürften seine Forschungsergebnisse einer fachlichen Prüfung standhalten. Ihre Übernahme durch das prominente „Greek-English Lexikon of the New Testament" hat Gewicht. Das bedeutet aber, daß die evangelische Kirche, die ihre soziale Arbeit „Diakonie" nennt, und daß die Diakoninnen und Diakone durch dies neue Verständnis von ‚diakonia' herausgefordert sind, ihr Selbstverständnis, in welchem die biblischen Wurzeln eine entscheidende Rolle spielen, ganz neu zu klären. Gerade zum jetzigen Zeitpunkt ist dies eine heikle Aufgabe. Denn die gegenwärtigen Bemühungen um einen neuen Konsens über die Begründung und das Profil des Diakonats innerhalb der EKD basieren genau auf dem Verständnis der biblischen ‚diakonia', das Collins in Frage stellt.

Impulse zum Weiterdenken und zur Weiterarbeit in Gruppen *rb*

- Versuchen Sie traditionelle Begriffeklärungen von Amt – Diakonie – Diakon - Diakonat mit Hilfe eines Brainstorming (per gesprochener oder geschriebener Wortbeiträge).
- Welches Leitbild von Diakonie (resp. Diakon/Diakonisse/Diakonat/u.ä.) bestimmte Ihre Ausbildung? Welche Funktion hat dieses Verständnis für Ihr heutiges Selbstverständnis als MitarbeiterIn in der Kirche?
- Welche Herausforderungen, die Collins benennt, erscheinen Ihnen für Kirche, Diakonie und Diakonat heute besonders wichtig zu sein?
- Bekommen die Diskussionen um "Ordination/Einsegnung/Beauftragung" mit den Re-Interpretationen von Collins für Sie einen anderen Stellenwert? Warum? Warum nicht? In welcher Hinsicht?
- Was folgt aus Collin's Sicht grundsätzlich auch für andere kirchliche Ämter?
- Erarbeiten Sie 'Brücken' zwischen dem traditionellen Diakonie-Verständnis und dem Ansatz von Collins. Wie hängen Gottes- und Menschenbild zusammen?
- Vergleichen Sie die Erkentnisse von Collins mit denen von Barth in diesem Reader.
- Erarbeiten Sie eine Exegese von Apg 6. Welche Erkenntnisse sind Ihnen besonders wichtig? Welche Bedeutung haben sie hinsichtlich Ihrer Vorstellung vom Diakonenamt?
- Stimmt es, daß Ihr Verständnis von Diakonie "von Hause aus eben *keinen* demütigen Touch, sondern eher einen religiösen, heiligen" hat?
- Können Sie folgendem Satz als einem Teil Ihres Selbstverständnisses zustimmen: "Was den Diakon ausmacht, ist nicht die von ihm wahrgenommene Not, sondern das von ihm (nämlich bei seiner Ordination) empfangene Mandat."
- "Fürsorge, Sich-Kümmern-Um und Liebe" sind laut Collins nicht Bestandteil des Bedeutungsfeldes von Diakonia u.ä. Teilen Sie diese Ansicht? Welche Folgen ergeben sic aufgrund Ihrer Antwort für Ihre diakonische Arbeit?

Fulbert Steffensky

HANDWERK WILL GELERNT SEIN!

Spiritualität in, mit und für unsere Gemeinschaften

Vortrag auf der VEDD-Hauptversammlung, 6. November 2002 in Rickling

Spiritualität ist Lebensaufmerksamkeit. Sie dient keinem Selbstzweck. Sie ist gestaltete Freiheit. Gelebte Hoffnung. Als Akt des Einzelnen. Und als Verbindlichkeit einer Gruppe. Teil solcher Spiritualität ist das Gebet, ist die Arbeit, ist der Humor, ist die Verantwortung. Diakonische Gemeinschaften, die solche Spiritualität wagen, werden zu Optionsträgern für eine Erneuerung der Kirche. ***rb***

Eigentlich sind es drei Kirchen, aus denen ich komme. Die erste ist eine katholische Dorfkirche. Ich bin Saarländer, an der Saar geboren, man war so katholisch wie man atmete, es gab sonst nichts, es gab keine störenden Protestanten, außer einem strafversetzten Gendarmen, wie man bei uns sagte, einem strafversetzten Polizisten, der dann mein Protestantismusbild sehr geprägt hat.

In dieser Gruppe war man „natürlicher weise“ sozusagen. Man war darin geboren, man hat keine Entscheidung gefällt ob man dazugehören wollte oder nicht, sondern man war drin. Diese Gruppe war eine Gruppe, es war das Dorf, das einem immer gesagt hat, wie man glauben sollte, wie man leben sollte, wie man seine Ehe führen sollte, wie man beten sollte usw. Also, man stand immer unter dem Druck der Gruppe.

Wie boshaft das sein kann, das weiß jeder, der aus einer solchen Institution kommt, aber nicht nur boshaft, sondern es war auch eine Lebenshilfe - allein bist du klein. Das ist nicht nur ein politischer Slogan, sondern in hohem Maße auch eine religiöse Wahrheit. Man war da nie allein, man war immer gesehen, im Bösen wie im Guten. Man war immer ermuntert, wenn man will, zum religiösen Leben oder zum andern Leben, im Bösen und im Guten. Es war -also eine Gemeinschaft will ich das nicht nennen- aber ein Kollektiv da, das den Einzelnen nicht alleine gelassen hat.

Es waren Traditionen da, ich mußte mich nicht jeden Morgen neu erfinden, was ich tun sollte, was ich glauben sollte, ob ich beten sollte, wie man betet usw. Sondern es war eine Tradition da, die mir sagte, was zu tun war, im Bösen wie im Guten, also im Bösen oder im Problematischen. Die Toten saßen mir immer auf der Brust, sie sagten mir: "Tu das, denk das , halte deine Liturgie so ...". Und die Toten haben mich ermuntert. Ich hatte die Gebete der Toten, die Traditionen der Toten und so war ich nie allein. Ich mußte nicht so eloquent sein. Ich mußte nicht so original, so originell sein, weil ich immer schon etwas vorliegen hatte. Das war der Segen der Toten oder der Segen einer Tradition, und es war eine bezeichnete Landschaft. Also, alles was wichtig war, hatte eine Geste: der Morgen wurde bezeichnet mit dem Morgengebet, das Essen wurde bezeichnet mit dem Tischgebet, der Abend mit dem Abendgebet, der Sonntag wurde bezeichnet. Es waren bezeichnete Landschaften, also in einem hohen Sinn spirituelle Landschaften. Zu dieser Art von Spiritualität gehört eine Gemeinschaft, gehört eine Tradition und gehören Bezeichnungen, Gesten, Bräuche und Aufführungen.

Ich war dann in einer zweiten Kirche: das war ein Benediktiner-Kloster. Ich war 13 Jahre Mönch in Maria Laach. - Die Gefahr, die heute morgen besteht ist, daß ich Ihre Gemeinschaften immer wie Klostergemeinschaften denke und behandle; da können Sie sich ja wehren! -Das war eine ähnliche Situation wie in der ersten Kirche nur, daß man dorthin freiwillig gegangen ist. Also, ich war nicht in diesem Kloster geboren wie ich in meinem Dorf geboren war. Ich bin freiwillig dahin gegangen und man ist anders zu Hause wenn man irgendwo freiwillig ist, wenn man irgendwo nicht naturhaft, sondern mit einer Entscheidung ist.

In einer gewissen Weise war das eine dichtere religiöse Heimat. Sonst war diese Heimat gleich: eine Gruppe, die mich drängte, die mir ein Verhalten nahe legte. Eine Gruppe, bei der ich nicht nur ich sein mußte, sondern ich war einer, der zu dieser Gruppe gehörte. Wenn man dahin kam, bekam man einen anderen Namen, man verstand sich nicht aus seiner privaten Biographie nur, sondern aus der Biographie des Ganzen. Also, ich war mehr als ich von mir aus sein konnte, weil ich in Zusammenhängen stand, weil ich eine Tradition hatte, und weil ich mich mit den Gesten meiner Geschwister und meiner Toten bezeichnen konnte. Das war die zweite Kirche.

Bei den beiden Kirchen, die ich bisher genannt habe, war die Hauptschwierigkeit eigentlich die der Menschenrechte. In der ersten Kirche wurden sie einem zum Teil bestritten, weil man immer wußte, immer wissen sollte wie man denkt, wie man handelte, wie man seine Sexualität ausführt, wie man seine Ehe führt usw. Ähnlich war es auch in der zweiten. Also, eine strenge Gemeinschaft ist immer in Gefahr, die Menschenrechte des Subjektes -ich komme gleich noch mal darauf zurück- zu beschneiden oder zu kränken.

Ich bin jetzt in einer dritten Kirche, in einer Hamburger Kirche, in der ich kaum eine Gruppe habe. Niemand drängt mich auf ein bestimmtes Verhalten hin. Der Stadtteil, in dem ich lebe, drängt mich, die Straße zu fegen und die Fenster zu putzen. Da kriege ich schon mal anonyme Briefe. Neulich haben wir einen bekommen, darin hieß es: "Wie sieht’s bei Ihnen aus draußen, und das Auto ist nicht geputzt!“, und dann schloß dieser Brief: „So wie es außen aussieht, so wird’s auch wohl innen aussehen.“ Ich konnte es nur bestätigen. Das ist interessant.

Sonst drängt mich nichts. Ob ich homosexuell oder heterosexuell bin, interessiert keinen. Ob ich in die Kirche gehe oder nicht, interessiert keinen. Also, ich bin frei und einsam, früher war ich nie einsam und nie frei. Das ist die neue Situation, auch in der Kirche. Die Gruppe, mit der ich da sonntags zusammen bin, drängt mich sehr wenig. Es ist die Großkirche, die so ziemlich alles duldet, jedenfalls sehr viel duldet, mir wenig Verhalten nahe legt, mich aber auch wenig tröstet, mich wenig ermuntert. Das ist die Situation. - Ich komme im Laufe meines Vortrages noch mal darauf zurück.

Diese Punkte möchte ich jetzt näher ausführen:

- Die Spiritualität einer Gemeinschaft -oder Ihrer Gemeinschaft- ist die Arbeit, die sie tut.
- Die Spiritualität der Gemeinschaft ist die Gemeinschaft selber und sind
- die Einzelnen mit ihrer spirituellen Selbstgestaltung.

Die Kirche braucht Sie!

Die Großkirche ist eine relativ interessensneutrale Gruppe, da haben alle Platz. Da haben die Friedensgruppen, die Ökogruppen, die Militärseelsorger, die Offiziere, fast alles hat Platz in dieser Großkirche.

Das ist natürlich ein Problem, das Problem einer Großgruppe, einer Großkirche, daß sie alles duldet und relativ wenig Lebensoption hat, relativ unklar ist. Sie hat kein Ziel über sich selbst hinaus, diese Großkirche. Anders eine Gruppe wie die Ihre, oder wie andere Gruppen in der Kirche. Sie sind sozusagen Optionsträger. Sie haben eine Option mit ihrer Arbeit, sie arbeiten ja nicht mit jedem. Sie arbeiten mit Kranken, mit Behinderten, Sie arbeiten im Krankenhaus oder Sie arbeiten mit Jugendlichen, die Sie brauchen. Sie vertreten eine Wahrheit, ein Anliegen, eine Option in der Kirche und Sie sind deswegen immer in einer gewissen produktiven Gefahr, Streithähne zu sein in dieser Kirche. Die Großkirche streitet nicht, jedenfalls nicht gerne. Manchmal wird sie durch die Gruppen dazu gezwungen, die etwas verfolgen, den Frieden, die Gerechtigkeit, das Anliegen der Kranken, das Anliegen der Behinderten, das Anliegen der Kleinen in dieser Kirche.

Ich glaube, Wahrheit kommt nicht zustande dadurch, daß man sie in einem Buch abliest, auch nicht in der Bibel, dadurch, daß man einen Papst hat, sondern daß man Gruppen hat, die Optionen haben, die für etwas stehen, die Interessen haben, und die für diese Interessen arbeiten, kämpfen und auch streiten. Der Streit fördert die Wahrheit, wir sind viel zu streitunlustig in unserer Kirche. Wir sind viel zu harmoniediktiert in unseren Kirchen. Und Ihre Aufgabe ist die Einseitigkeit, nämlich für das zu stehen, für das ihre Gruppen stehen. Und diese Art der Einseitigkeit fördert die Wahrheit. Also, Sie sind Optionsträger, ohne sie kann die Kirche eigentlich nicht existieren, ohne Sie würde die Kirche in ihrer großkirchlichen Behäbigkeit ersticken. Man ist eigentlich erst Gruppe, wenn man ein Thema hat. Die Kirche hat natürlich auch ein Thema, die Bibel - aber wenig Option. Sie haben aber ein Thema in der Arbeit, die Sie haben. Und ich glaube, das ist auch ein Stück Ihrer Heilung. Man wird eigentlich nicht in sich selbst heil. Man wir heil indem man ein Drittes hat, Heilung am Dritten, Heilung am Thema. Ich habe das erlebt.

Ich könnte eine vierte Kirche nennen, nämlich das politische Nachtgebet in Köln - diesen Versuch damals, gesellschaftliche Zustände vor unserer eigenen Tradition zu bedenken. Da war es ganz interessant, wie Leute, die so in der Normalität leben, ihre normalen Krankheiten haben, ihre normalen Depressionen oder Neurosen, heil wurden am Thema, das wir verfolgten, für das sie Informationen sammelten, für das sie Gottesdienste machten. Heilung am Dritten, das ist die große Chance einer Gruppe. Sie vertreten eine der Sprachen der Kirchen. Ich lese aus Matt. 10: „Er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, daß sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen. Und er sagte: Geht hin und predigt, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen. Macht die Kranken gesund, weckt die Toten auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus.“

Es gibt in dieser Kirche zwei ebenbürtige Kanzeln. Die eine Kanzel ist die Kanzel des Wortes, die wir sonntäglich erleben, die wir in unseren evangelischen Akademien erleben, die wir in den theologischen Fakultäten erleben, die Verbreitung des Evangeliums im Wort. Und es gibt eine andere Kanzel, einen anderen Auftrag, der hier genannt ist und der ebenbürtig ist: "Macht die Kranken gesund, weckt die Toten auf, macht Aussätzige rein!" Das Problem unserer evangelischen Kirche ist, daß sie sich eher von der Wortkanzel her versteht und definiert, und daß die andere Kanzel, die Tatkanzel, die Kanzel der Gesundmachung der Kranken, der Erweckung der Toten,

nicht verachtet ist, das natürlich nicht, aber eher dann doch kürzer kommt als die andere Kanzel, als die Kanzel des Wortes.

Sie, mit Ihren Gemeinschaften, stehen vor allem für diese, sind also ein wesentlicher Teil, ein wesentliches Charisma der Kirche. Sie würde untergehen ohne diese Gruppen und ohne Ihre Arbeit. Sie sind Gruppen, Gemeinschaften, die in Situationen mit wenig Hoffnung arbeiten, jedenfalls sehr oft, mit schwer Kranken, schwer Behinderten, mit Jugendlichen, die es schwer haben mit sich. Und ich kann mir vorstellen, daß eine Arbeit in einer solchen Situation an der eigenen Hoffnung frißt, daß die Spiritualität allmählich staubig wird, wenn man sich nicht an Erfolgen rechtfertigen kann.

Jeder, der z.B. an der Universität lehrt, sieht Erfolge, manchmal zweifelhafte, das mag stimmen, aber er sieht, daß jemand Examen macht oder so was und weiter geht. Bei Ihnen ist das viel schwieriger. Wie behalten Sie eigentlich Ihre Hoffnung? Wie machen Sie sich langfristig in Ihrem eigenen Glauben, in Ihrer eigenen Spiritualität? Das ist schon eine wichtige Frage. Und trotzdem gibt es so etwas wie eine Fraglosigkeit in ihrer Arbeit. Ich glaube, Kranke zu waschen oder für Menschen in Gefahren zu sorgen, oder vor Giftgaslagern zu protestieren, das ist in sich einsichtig, das braucht nicht weiter eine Begründung zu haben und das arbeitet an unserer Hoffnung.

Es ist interessant, daß Leute, die wirklich arbeiten -nehmen wir z.B. Martin Luther King, oder Hélder Camara**,** der bei den Armen in Brasilien arbeitete- wie die nicht fragten 'Hat meine Arbeit einen Sinn?'. Sondern der Sinn wird ersichtlich im getrösteten Kind, im getrösteten Kranken, im Eintreten für den, der wenig Optionen in dieser Gesellschaft hat. Also einerseits kränkende Hoffnung dadurch, daß man wenig Erfahrung sieht, die Gefahr ist jedenfalls da. Andererseits Hoffnung, die in der Arbeit selber liegt. Ich glaube,

die Grundform der Spiritualität ist die Arbeit,

die Sie tun, die Sie gut tun, die Sie recht tun. Das ist, glaube ich, sogar das Eigentliche: was man nennen kann als spirituelle Arbeit, die erkennen läßt, daß es eine Arbeit im Dienste des Menschen, im Dienste Gottes ist.

Aber ich will vor allem -es geht hier um die Spiritualität Ihrer Gruppe- auf zwei Dinge abheben, nämlich: Was heißt es für ein Subjekt, in dieser Gruppe zu sein? Was ist die Verbindlichkeit einer Gruppe, oder ist diese Gruppe nur ein Name, nur ein Interessensverband? Ich habe mir verschiedene Satzungen noch mal durchgelesen. Sie denken ja nicht gerade bescheiden von sich selber und das ist richtig, glaube ich, das ist richtig. Aber sie muß auch einen Inhalt haben, diese produktive Unbescheidenheit. Und ich frage mich, wie der Einzelne zu der Gruppe steht.

Die Spiritualität der Gruppe ist zunächst die Gruppe selber.

Vor kurzem hat mich eine katholische Ordensschwester nach einem Vortrag angesprochen und hat mich erinnert an ein Gespräch, das ich vor etwa 30 Jahren mit ihr hatte, als ich noch im katholischen Kloster war. Solche Erinnerungen sagen einem ja immer wie alt man ist. Damals, so sagte diese Schwester, habe sie Schwierigkeiten gehabt mit dem Pflichtgebet der Gruppe, zu der sie gehörte. Und ich hätte ihr gesagt: „Pflichtgebet, was ist denn das!“ Diese Antwort, sagte sie, hätte sie ungemein befreit. Also, ich hätte damit gesagt, daß Gebete oder anderes Verhalten einem Einzelnen von der Gruppe nicht einfach aufgezwungen werden könnten als Gesetze, die am Herzen und Gewissen der Menschen vorbeigingen. Gebet als eine formale Pflicht, die die Gesellschaft auferlegt, könne es nicht geben, das hat sie aus dieser Antwort

heraus gelesen. Das Subjekt sei zunächst seinem Gewissen verpflichtet und nicht seiner Gruppe und nicht den Regeln einer Gemeinschaft.

Ich weiß nicht, ob dieses Gespräch wirklich so stattgefunden hat, oder ob das eine biographische Selbststilisierung ist. Es ist ja ganz interessant, wie die Menschen, wenn man etwas sagt, an unseren Aussagen arbeiten. Das Ohr ist ein anarchistisches Organ, das zersetzt immer, was man so sagt und liest auch, hört auch, was notwendig ist.

Als die Schwester mich daran erinnerte, hatte ich selbst ein zwiespältiges Gefühl, als sie mich in dieser heutigen Großstadt, in dieser säkularen Situation daran erinnerte. Und ich habe mich gefragt, ob ich eigentlich damals nicht mehr zu sagen hatte. Habe ich vor der Schwester die Verbindlichkeit des Gebetes und die Abmachungen einer Gemeinschaft ermäßigt? Oder habe ich ihr geholfen, eine formalistische Strenge zu überwinden. Ich wußte es selbst nicht so genau.

Nehmen wir einmal an, das Gespräch habe so stattgefunden wie die Schwester sich erinnert. Was waren die Bedingungen der Aussagen von damals? Ich war jung, Theologen werden spät erwachsen! Die Welt war damals schon geordnet. Man fand immer geordnete Welten vor, die Welten der Toten, dem Menschen von außen auferlegt. Ich glaube, daß junge Menschen mit einer gewissen Ernsthaftigkeit sozusagen natürliche Protestanten sind. Also gegen ihre Gruppen, gegen die Einrichtungen protestieren, oder sie in Frage stellen. Sie haben noch nicht die senile Ausgewogenheit, die ich heute habe. Verbindlichkeit ist vor allem eine Haltung dem eigenen Gewissen gegenüber, sagen junge Menschen. Man erkennt das als die Wahrheit, was man mit dem eigenen Verstand erkannt hat und mit dem eigenen Gewissen geprüft hat. Man beansprucht als junger Mensch vor allem das Recht auf die eigene Wahl. Es soll das die Form des Lebens, die Gestalt unserer Gebete, die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft sein, die wir selber geprüft und für richtig befunden haben. Ich spreche hier nicht von jugendlicher Torheit, die allmählich milder Alterssenilität weicht, ich spreche vom Charisma und der Aufgabe junger Menschen in einer Kirche, in einer Gemeinschaft. Der Bildersturm, der Angriff auf überliefertes, ist eher eine Begabung von jungen Menschen, aber es ist wirklich eine Begabung. Ich glaube nicht, daß die Kirche oder die Gemeinschaften auf Dauer leben könnten, ohne diesen bilderstürmerischen Ansatz von jungen Menschen, ohne diesen eigentlichen Protestantismus.

Es gibt die Verbindlichkeit des Menschen dem eigenen Gewissen gegenüber. Und die Tugend, die eine Gemeinschaft diesen ihren jungen Protestanten gegenüber zu entwickeln hat, ist die der Liberalität. Ich meine das nicht als schwächliche Liberalität. Liberalität ist die schwere Tugend des Ganzen gegenüber einem Einzelnen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Gemeinschaft Verbindlichkeit von ihren einzelnen Mitgliedern fordern darf, ohne daß sie sich gleichzeitig darin übt, die Gewissen der Einzelnen zu schätzen. Wir wissen aus der Geschichte unserer Gruppen, unserer Kommunitäten, wie es immer wieder zu einem Kollektivterrorismus gekommen ist wegen einzelner Mitglieder. Mit Liberalität meine ich nicht das schwächliche Verhalten einer optionslosen Gruppe.

Als ich in mein Kloster eintrat, war dieses Kloster noch stark und streng. Als ich austrat, war es schwach und liberal. Allmählich -ich will das nicht näher erklären- allmählich wurde die Konzeption dieses Klosters undeutlich und die undeutliche Konzeption hat sich ausgewirkt als 'Liberalität' im Sinne von 'Du kannst machen, was du willst.' Es wurde weniger streng. Wo Optionen fallen, da gibt es oft eine verführerische, falsche Liberalität. In diesem Kloster hieß das, mehr essen, weniger beten und mehr schlafen, nur ist das ja keine Lebenskonzeption.

Ich unterscheide davon diese andere Liberalität, also die Kraft, die schwere Kraft der Gesamtheit, ein einzelnes Wesen und Subjekt zu würdigen. Die Welt von damals - jetzt nehme ich noch mal das Beispiel der Schwester, in dem ich ihr das gesagt habe, oder gesagt hätte, ich weiß es nicht- war immer schon geordnet und dem Menschen von außen auferlegt. Wir lebten damals beide in katholischen Kommunitäten, also in Gebilden, die stark traditionsbestimmt waren. Die Gefahr war, daß man immer Beute der Toten war, es lag alles vor, das Subjekt hatte keine Entscheidung zu treffen, die Liturgie lag vor, die Anzahl der Gebete war festgelegt usw. Das war ein Zustand, oder konnte ein Zustand hoher Entfremdung sein. Allerdings war das auch nicht ohne Halt und nicht ohne Trost.

Man kann ja manchmal auch in den entfremdeten Zuständen zu Hause sein. Das hat man gemerkt bei den Liturgiereformen, als viele Menschen dagegen so protestiert haben, daß jetzt etwas Neues kommt. Viele haben das ja als Verjagung aus den alten Heimaten empfunden. Vielleicht war damals gegen die verhängten Welten die Antwort richtig: Pflichtgebete, was ist das?! Es gibt epochale Aufgaben. Die Arbeit jener noch traditionsbestimmten Zeit war, Verstand und Gewissen zu erobern gegen das immer schon verhängte Allgemeine. So war die Behauptung der Verbindlichkeit dem eigenen Gewissen gegenüber nicht nur die natürliche Aufgabe der Jugend, es war auch die Aufgabe einer Epoche damals, einer traditionsbestimmten Epoche.

Ich stelle mir vor, es kommt heute ein Diakon aus Hamburg zu mir und stellt mir eine ähnliche Frage. Er lebt in einer Welt, in der die Überlieferungen zusammen gebrochen sind. Übrigens kann er diese Frage sehr schwer stellen, weil Sie eigentlich keine Regeln im Sinn der alten katholischen Gemeinschaften haben. Sie hatten die auch einmal, diese Regeln, z.B. eine Anzahlt von Pflichtgebeten zu bestimmten Zeiten zu verrichten. Jetzt haben Sie eigentlich eher Absichterklärungen. Sie haben also keine Regeln, sondern Satzungen eher, Satzungen mit Absichtserklärung. „Der Diakon, die Diakonin soll.....“. Das ist ein Problem. Die alte Regel wurde abgeschafft, weil man protestantisch sagte „das ist ja Werk“. Ich glaube, daß es 'Werk' geben muß, ich glaube, daß es Eindeutigkeiten einer Gemeinschaft geben muß und seien sie auch bescheiden und klein. Abmachungen, die Konkretionen bedeuten und nicht nur Absichtserklärungen, der Diakon sei ein wundervoller Christ.

Nun gut, das haben wir schon im Neuen Testament. Ich glaube, daß jede Gemeinschaft, die langfristig sein soll und die sich Gemeinschaft nennen darf, zu bestimmten Festlegungen kommen muß, zu bestimmten Regeln. Was würde ich heute diesem Diakon sagen, wenn er käme und Schwierigkeiten mit abgemachten Lebensformen hätte, Schwierigkeiten mit der Verpflichtung einer Gemeinschaft gegenüber. Ich würde ihm stärker widerstehen, als damals bei jener Schwester. Zunächst würde ich einen Gedanken formulieren, den ich gelernt habe, weil ich selber älter geworden bin. Ich würde sagen,

Verbindlichkeit kann befreien.

Die öffentliche Abmachung einer Gemeinschaft, kann den Einzelnen auch befreien, befreien von sich selber. Früher gab es das Gefängnis der Traditionen, das Gefängnis eines festgelegten Regelwerks. Es gibt ein anderes Gefängnis, das ist die Einsamkeit unserer eigenen Herzen, daß wir Autor von uns selbst sein müssen, Autor von jedem Gedanken, von jeder Regel. Das ist viel schwieriger. Wir sind in das Gefängnis der Gestaltlosigkeit, das Gefängnis der Zufälligkeit eingesperrt.

Der Mensch lebt nicht nur von innen nach außen, er lebt nicht nur aus seiner Unmittelbarkeit, Spontaneität, aus seinen augenblicklichen Entscheidungen. Wir leben auch von außen nach innen. Wir leben von Abmachungen, die wir mit uns selbst ge-

troffen haben, von Regeln die wir uns selbst gegeben haben, etwa täglich zu einer bestimmten Zeit einen Psalm zu beten, etwa in der Fastenzeit nicht zu rauchen oder was man so mit sich abmacht. Wir leben von Abmachungen, die wir mit Geschwistern zusammen getroffen haben, wenn wir etwa Gemeinschaften anerkennen. Ich glaube, daß eine Gemeinschaft nur bestehen kann, wenn sie sich verabredet, wenn sie Abmachungen trifft, und wenn die Subjekte sich an diese Abmachungen halten. Wir leben von solchen Formen, die unabhängig sind von jeweiligen prozeduralen Entscheidungen.

Ich bete, wenn es mir danach zumute ist. Nun ja, wann ist einem nach beten zumute? Nicht so oft, würde ich empirisch pessimistisch sagen. Je älter wir werden, und je mehr Lebensniederlagen wir einstecken mußten, um so mehr haben wir gelernt, nicht nur uns und unserem Augenblick zu trauen, unserer guten Spontaneität zu trauen. Man hat gelernt, daß man sich selber langfristig machen muß gegen die Korruption des Augenblicks, gegen die jeweilige Bestimmtheit. Man hat gelernt, daß man sich mit den Lebensabsichten und den Lebensformen von vielen verbinden muß. Gemeinschaft haben heißt, sich verbinden können mit den Lebensabsichten und Lebensformen von mehreren, sich verbinden können, wenn die eigene Kraft zu gering ist.

Sich verbinden, sich in Einklang bringen mit den Geschwistern, das ist ein Interesse bei älteren Menschen, und zwar nicht nur aus müder Konformität, nicht nur aus einem kraftlosen Harmoniebedürfnis, sondern weil man mehr weiß von der Korruption des eigenen Herzens und der Schwäche des eigenen Gewissens. Älter werden heißt ja nicht, weiser werden. Älter werden, vielleicht heißt das, über einen Umweg weiser werden. Älter werden heißt, mehr Niederlagen haben, vielleicht darin etwas weiser werden. Je älter man wird, um so mehr merkt man ja und weiß man ja, daß man nicht abendfüllend ist. Nicht, weder in seiner Arbeit noch in seinem Gebet, noch in seiner Beziehungskraft. So ist das, und darum verbündet man sich.

Das würde ich dem Diakon aus Hamburg sagen, weil ich selber älter geworden bin. Es gibt aber noch einen epochalen Grund ihn zu warnen, die Verbindlichkeit seiner Gemeinschaft leichtfertig aufzulösen. Unser konstruierter Diakon, aus dem Rauhen Haus von mir aus, er kommt aus einer säkularisierten Stadt, in der es kaum noch Gruppen oder Ideen gibt, die von den Einzelnen Verbindlichkeit fordern (ausgenommen natürlich im Arbeitsbereich).

Denken Sie an die dritte Kirche, die ich geschildert habe, die säkulare Stadtkirche. Welche Absichten wir verfolgen, woran wir glauben, was man mit seinem Leben macht, alles das ist uns als Einzelnen überlassen. Und so ist unsere Hauptgefahr nicht mehr, daß uns das Leben bis ins Einzelne vorgeschrieben und auferlegt ist, die Gefahr ist, daß wir an unserer Beliebigkeit verkommen. Daß wir ersticken an unserer inneren Ziellosigkeit, an unserer inneren Formlosigkeit. Man kann nur schwer glauben und zu einer Lebensvision finden, wenn man allein ist. Wenn man keine Lehrer und Lehrerinnen hat, wenn man keine Tröster und Trösterinnen hat. Das heißt ja, eine Gemeinschaft haben, einen Lehrer haben, eine Trösterin haben. Selbst wenn es eine dünne Gemeinschaft ist, also selbst wenn sie nur gelegentlich zusammenkommen, oder gelegentlich in Konventen sich treffen, selbst dann wissen sie voneinander, selbst dann lernt man voneinander und könnte sich tragen und trösten. Also, unsere Hauptgefahr ist nicht mehr, daß wir gebannt sind in die Gefängnisse von Regelwerken und Traditionen. Die größere Gefahr ist die äußere und die innere Unverbindlichkeit des Lebens. Ich gerate in eine alte und neue Gefahr, nämlich Strenge mit der Idee selber zu verwechseln. Jede Idee hat ihre Strenge. Es gibt keine ernsthafte Idee, es gibt keine ernsthafte Lebensform, die nicht ein Stück Strenge mit sich hat.

Etwas anderes ist, ob man Strenge schon als Idee versteht. Das war die alte Gefahr, daß man dachte, wo es streng zugeht, da muß eine Idee sein. Übrigens erscheint das auch als neue Gefahr bei Fundamentalisten sehr stark, daß man denkt, da muß doch etwas sein, die fordern ja noch etwas.

Ich will nur ein Beispiel erzählen. Ich war vor einiger Zeit in einer sagen wir fundamentalistischen Gemeinschaft. Und der Pfarrer dieser Gemeinschaft sagte -das war in einem Gottesdienst-: "Wir fangen jetzt wieder an mit Glaubensunterweisungen; es sind 15 Abende. Wenn Sie mitmachen wollen, machen Sie nicht eine mit oder vielleicht drei, sondern kommen Sie zu allen und pünktlich. Oder kommen sie nicht!" Hops dachte ich, wo gibt's denn diese Sprache in der Kirche noch? - Ich war zufällig acht Tage später in einer unserer Hauptkirchen. Und dann sagte der Pfarrer was ähnliches: "Wir fangen mit Glaubensunterweisungen, Glaubensstunden an; es sind fünf Abende. Ich weiß nicht ob Sie für alles Zeit haben, aber riechen Sie doch mal rein, schnuppern Sie doch mal rein! Vielleicht gefällt's Ihnen, vielleicht auch nicht. Machen Sie's wie Sie wollen." Der Pfarrer hat in dieser Beliebigkeit schon nahe gelegt, daß das, was er macht, nichts taugt.

Ich glaube, daß es eine Beliebigkeit gibt, die unsere Sache diskreditiert. Kein Geist kommt ohne Strenge aus, aber Strenge heißt noch nicht Geist. Keine Kommunität, kommt ohne, ich will das Wort Strenge jetzt nicht benutzen, keine Gemeinschaft kommt ohne eine gewisse Konsequenz aus, obwohl Konsequentismus nicht Geist ist. Wie gesagt, immer schon waren Menschen angezogen von purer Strenge und Härte. Man braucht nur an die Tradition falscher Askese in unserer Kirche zu denken. Es gibt eine Tendenz, sich selbst los zu werden in die Strenge und die Vorgaben hinein. Das meine ich natürlich nicht, sondern die Strenge, die der Geist selbst auferlegt.

Verbindlichkeit hat mit Verbundenheit zu tun.

Verbundenheit ist übrigens auch Ausdruck für Liebe und Zärtlichkeit; ich bin dir verbunden. Mit jemandem verbunden sein heißt, ihm nahe sein und nicht mehr allein sein eigener Herr und Meister sein wollen, sondern in Rücksicht auf einen anderen zu leben und zu handeln, den man liebt. Mit Rücksicht auch auf eine Gruppe zu leben und zu handeln, zu der man gehört und die man gewählt hat. Die Frage ist also: Ist Zärtlichkeit, Liebe die Färbung des Begriffes Verbindlichkeit, oder ist Härte und Strenge ein zielloser Begriff? Verbindlichkeit heißt die Verpflichtung des Menschen einer Lebenswahrheit gegenüber, die er als die Seine erkannt hat, die er als die Seine angekommen hat. Verbindlichkeit heißt die Verpflichtung auch einer Gemeinschaft gegenüber, sofern sie halbwegs ernst zu nehmen ist und sich Gemeinschaft nennen kann, die Verpflichtung einer Gemeinschaft und ihren Zielen gegenüber.

Ich will mal ein Beispiel nennen, wo mir die Gemeinschaftlichkeit überhaupt nicht mehr einleuchtet. Das sind die Klosterspiele innerhalb der evangelischen Kirche in Loccum z.B.. Das alte katholische Zisterzienser-Kloster wurde aufgelöst. Aber es besteht noch als Spielweide. Der Bischof oder die Bischöfin von Hannover ist Abt/Äbtissin. Es gibt Konventuale, es gibt den Schatzmeister usw. Sie treffen sich einmal im Jahr. Und der Abt geht mit der Mitra und dem Stab und spielt ein bißchen Kloster. Ich finde, das ist eine Unverschämtheit der Idee einer wahren und interessierten Gemeinschaft gegenüber. - Ich muß eine kleine Episode erzählen. 1968 war, glaube ich, die 800-Jahrfeier von Loccum. Bischof Lilje war damals noch dran; er war der Abt von Loccum. Es gab einen festlichen Gottesdienst. Der Bundespräsident war eingeladen und Lilje wollte -wie ein richtiger Abt- mit Mitra und Stab einziehen. Doch

die Leute aus dem Predigerseminar, die Vikare, hatten ihm Mitra und Stab versteckt. Das gab einen ungeheuren Eklat. - Also, das sind Spielereien.

Verbindlichkeit ist die Spiritualität einer Gemeinschaft

Ich glaube, daß Ihre Gemeinschaft keine Spielerei ist und keine Spielerei sein soll. Damit aber steht der Begriff Verbindlichkeit da. Es ist die Spiritualität einer Gemeinschaft. Ist die Verbindlichkeit damit aber nicht ein Begriff, der ein anders hohes Gut des Menschen einschränkt, nämlich die Freiheit? In der Tat, wer eine Idee ernsthaft verfolgt, und wer ernsthaft zu einer Gruppe gehört, der kann damit nicht mehr machen, was er will. Man kann natürlich fragen, hat das mit Freiheit zu tun, machen zu können, was man will. Die Frage ist übrigens nicht so schnell zu verneinen. Schon deswegen nicht, weil die Freiheitsfeinde sie immer schon verneint haben. Prüfen können, wählen können, entscheiden können, gehört zu den Grundrechten eines Menschen, die er nicht mehr aufgeben darf, gehört hier einfach zum Gewissen, aber es gibt einen individualistischen Freiheitsbegriff, der eine illusorische Heilheit und Ganzheit des einzelnen Subjektes voraussetzt. Menschen meinen, eine Entscheidung sei schon deswegen gut , weil sie sie getroffen haben. Unser Ich, oder wie die Bibel sagt, unser Herz, ist nicht heil. Es ist nicht ganz, und es ist nicht rein. Wir sind zwiespältige Menschen, vielleicht auch korrupte Menschen.

Wir können das auch in Heiterkeit sagen, also nicht in protestantischer Demut und Unterwürfigkeit, sondern in Heiterkeit, weil wir nicht angesehen werden, weil wir heilige Menschen und ganze Menschen sind, sondern weil wir angesehen werden. Wir sind nicht angesehen, weil wir ansehnlich sind, sondern weil wir angesehen werden im Blick der Güte Gottes. Im Blick dieser Güte kann man Fragment sein, muß man nicht in Panik geraten, wenn man sich selbst als Halber erkennt. Wir sind zwiespältige Menschen, wenigstens die meisten von uns. Über Ihre Gemeinschaften will ich hier nichts sagen.

Es gibt nicht nur die Gefangenschaft der Menschen, die ihnen von außen auferlegt wird, die Gefangenschaft unter Tradition, unter falschen Regeln, unter Autorität. Man kann, wie ich schon sagte, der Gefangene seines eigenen Herzens sein, der eigenen Korruption und der eigenen Verblendung. Das Heilmittel dagegen ist eher Gemeinschaft und Regeln. Der Feind unserer Freiheit können wir auch selber sein. Wenn also ein Mensch seine Abmachungen mit sich selbst und mit der Gemeinschaft, zu der er gehört, vernachlässigt, weil er seiner augenblicklichen Bestimmtheit und Laune folgt und sie triumphieren läßt, ist er darum nicht frei. Er ist eher der Sklave seines Augenblicks und seiner Willkür. Die Bindung an eine Idee und an eine Gemeinschaft lockt mich weg aus der öden und langweiligen Landschaft meiner Willkür und meiner Zufälligkeiten.

"Stationen auf dem Weg zur Freiheit"

Wenn ich das sage. steht mir eine Figur christlicher Freiheit vor Augen, nämlich Dietrich Bonhoeffer. Mit diesem Menschen verbinde ich Mut, Furchtlosigkeit, Gewissen, Liebe zur Wahrheit, Unabhängigkeit, also Momente der Freiheit in hohem Maße. Ein Text von ihm ist überschrieben: „Stationen auf dem Weg zur Freiheit“. Und die erste Station nennt er Zucht. Es ist uns ein fremdes Wort geworden. Es gibt sicher Wörter aus unserer Tradition, die man nur noch schwer gebrauchen kann, weil sie mißbraucht sind. Trotzdem, Bonhoeffer bringt das heiße Wort Freiheit, für ihn ein Grundwort in allen seinen Texten, ständig zusammen mit kühlen Worten wie Zucht, Ordnung, Übung, Disziplin. Wörter, die wir kaum noch zu brauchen wagen. Er hat gewußt, daß Geist und Freiheit nicht zu haben sind, nicht zu halten sind ohne daß der Mensch sich entäußert, sich in Bindungen hineingibt, die nicht ohne unsere Ent-

scheidungen zustande kommen, die aber länger dauern und älter sind als unsere eigene Augenblicklichkeit. Man muß sich langfristig machen, Bindungen eingehen, in denen viele verpflichtet sind und die von vielen getragen sind.

Gerade der letzte Gedanke scheint mir wichtig; ich will ihn an einem Beispiel erklären. Wenn ich zu einer Gemeinschaft gehöre -etwa zu einer Diakonengemeinschaft- und diese Gemeinschaft hätte die Abmachung eines täglichen Gebetes, so hilft mir bei meinem eigenen Gebet der Gedanke, daß viele, die ich kenne und schätze und die mit mir ein Ziel ernst verfolgen, mit mir beten; ich bin nicht allein. Vielleicht stärkt meinen halben Glauben die Erinnerung daran, daß ich mich mit dem Glauben meiner Geschwister verbinde, ich brauche nicht für alles zu stehen, nicht einmal für die Ganzheit meines Glaubens, wenn ich weiß, daß ich eine Stimme unter vielen bin. Ich höre an den Stimmen meiner Geschwister, daß man glauben kann, selbst wenn ein eigener Augenblick vielleicht trostlos und schwach ist. Ich bete mit fremder Stimme. Das heißt eine Tradition aufbauen, das heißt eine Gemeinschaft haben. Ich bete mit fremder Stimme, nämlich mit der Stimme meiner Geschwister. Es war immer ein alter Gedanke in der Kirche, daß man als Beter, als Beterin, nicht allein ist, sondern daß man sich einfügt in einen großen Chor der Engel, der Heiligen, der Toten, man betet mit vielen, man ist nicht allein, man ist so wichtig, wie jemand wichtig ist in einem tausendstimmigen Chor - mit fremder Stimme beten, mit der Stimme der Geschwister beten, oder mit der Stimme der Toten beten. Manchmal, wenn einen das Leben niederschlägt, kann man ja nur noch mit fremder Stimme beten, hat man vielleicht nur noch, wie einen Balken nach einem Schiffbruch, einen Psalmvers, der sich beten läßt, weil viele ihn vor mir gebetet haben, weil viele mit ihm vor mir gehofft haben.

Ich war neulich in einer Gemeinde, die hatte das Glaubensbekenntnis abgeschafft, weil sie sagte, das Glaubensbekenntnis sei nicht mehr zeitgemäß. Welche tiefsinnige Wahrheit. Natürlich ist es nicht zeitgemäß. Es ist in einer Sprache von vor zweieinhalbtausend Jahren geschrieben.

Ich kann mich bergen im Glauben der anderen. Vielleicht kann man diesen Gedanken nur annehmen, wenn man weiß, was Kirche ist. Da hapert es in der Tat beim Protestantismus, er hat immer ein schwaches Kirchenbild. Ich bin vor meinem eigenen Gewissen verantwortlich usw. Die Gefahr besteht, das jeder sein eigener Papst ist, und die Gefahr besteht, daß man einsam ist und sich nicht mehr verbünden kann. Ich bin nicht allein, ich habe Geschwister, ich habe die Toten. Wie gesagt, die Spiritualität besteht in der Arbeit, und die Spiritualität besteht einfach darin, daß Sie Gruppe sind und daß das Subjekt ein Verhältnis zu Ihnen, zur Gruppe hat. Die

Spiritualität ist natürlich auch der Akt des Einzelnen.

Darüber will ich am Ende noch etwas sagen. Ich möchte etwas über die Form der Selbstgestaltung von Spiritualität sagen. Wie lernt man das? Spiritualität ist nicht Genialität sondern Handwerk. Beten ist nicht Genialität und nicht den Meisterbetern der evangelischen Kirche vorbehalten. Beten ist Handwerk, das kann ich lernen wie ich Schuhe flicken lernen kann. Zugegeben, der eine kann besser Schuhe flicken als der andere, aber man kann das lernen. Wohl muss man eine gewisse Aufmerksamkeit für das Leben haben, um beten zu können, eine gewisse Leidenschaftlichkeit die fähig ist, zu wünschen, die fähig ist, zu vermissen: die Gesundheit der Kranken, das Augenlicht der Blinden und das Recht unter den Völkern. Man kann beten, wenn man weiß, wofür man beten soll.

Ich nehme mal das Beispiel Beten als Beispiel der Selbstgestaltung und halte ein kleines Plädoyer für Regeln der spirituellen Selbstgestaltung. Mich interessiert handwerkliche Schwarzbrotspiritualität. Wie jedes Handwerk verlangt auch das Beten o-

der die Beichte Regeln und Methoden. Methoden reinigen uns von Zufälligkeiten des Augenblicks, Regeln machen uns langfristig. Ich spreche als einer, der in einer Zeit lebt, in der fast alle Regeln verloren gegangen sind. Hätte ich vor 40 Jahren darüber geredet, hätte ich vielleicht gesagt, wir müssen mal endlich lernen, Regeln zu brechen. Aber wenn man das gelernt hat, dann muss man anders reden, muß man ein anderes lernen, dann fällt ein anderes Pensum an, nämlich Regeln zu halten. Ich möchte einige bescheidene Regeln nennen, die uns zur religiösen Aufmerksamkeit verhelfen, zur religiösen Lebensaufmerksamkeit. Spiritualität ist gestaltete Aufmerksamkeit, ist nicht Erfahrung von irgend etwas Besonderem. Sollte sich eine solche Erfahrung einstellen, kann man ja dankbar dafür sein.

Entschließe dich zu einem bescheidenen Vorhaben auf dem Weg zur religiösen Aufmerksamkeit (so übersetze ich am liebsten das Wort Spiritualität)! Es gibt das Problem der protestantischen Selbstentmutigung durch zu große Vorhaben. Ein bescheidener Schritt könnte sein, am Abend oder am Morgen einen Psalm in Ruhe zu beten, sich sieben Minuten für eine ruhige Lesung freizuhalten, am Abend in beschränkter Zeit den Losungen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Wenn wir dies nicht können, liegt das nicht an der Hektik und Überlastetheit unseres Berufes, sondern daran, dass wir falsch leben.

Gib Deinem Vorhaben eine feste Zeit. Bete nicht nur, wenn es Dir nach beten zumute ist, sondern wenn es Zeit dazu ist. Gute Zeiten sind Zeiten des Anfangs und des Endes: der Morgen, der Abend, das Ende einer Woche, der Anfang einer neuen Jahreszeit (die Quartembertage). Regelmäßig beachtete Zeiten sind Rhythmen, Rhythmen sind gegliederte Zeiten, und erst gegliederte Zeiten sind erträgliche Zeiten. Lineare und nicht gegliederte Zeiten sind öde und schwer erträgliche Zeiten.

Gib Deinem Vorhaben einen festen Ort! Orte sprechen, Orte bauen an unserer Innerlichkeit. Unseren Enkelkindern erzählen wir die Märchen auf der dritten Treppenstufe. Diese Stufe, häufig beachtet, öffnet den Geist der Kinder für phantastische Geschichten. Wir Protestanten setzen zwar lieber auf den Geist und auf die Wahrheit, in der wir anbeten, und neigen dazu, Orte und Zeiten – Äußerlichkeiten eben! – zu missachten. Das ist theologisch korrekt und psychologisch schwachsinnig.

Sei streng mit Dir selbst! Mach nicht Deine Gestimmtheit und Deine augenblickliche Bedürfnisse zum Maßstab Deines Handelns! Stimmungen und Augenblickbedürfnisse sind zwielichtig. Die Beachtung von Zeiten, Orten und Methoden reinigt unser Herz.

Rechne damit, dass Dein Vorhaben kein Seelenbad ist, sondern Arbeit – labor! – manchmal schön und erfüllend, oft langweilig und trocken. Das Gefühl innerer Erfülltheit rechtfertigt die Sache nicht, das Gefühl innerer Leere verurteilt sie nicht. Meditieren, Beten, Lesen sind Bildungsvorgänge, Bildung ist eine langfristige Unternehmung.

Sei nicht auf Erfüllung aus, sei vielmehr dankbar für geglückte Halbheit. Es gibt Ganzheitszwänge, die unsere Handlungen lähmen und die uns entmutigen.

Beten und Meditieren sind kein Nachdenken; es sind Stellen hoher Passivität. Man sieht die Bilder eines Psalms oder eines Bibelverses und lässt sie behutsam bei sich verweilen. Meditieren heißt, frei werden vom Jagen, Beabsichtigen und Fassen. Man will nichts außer kommen lassen, was kommen will. Man ist Gastgeber der Bilder wie Maria, nicht wie Martha.

Sei nicht gewaltsam mit Dir selber! Zwing Dich nicht zur Gesammeltheit! Wie fast alle Unternehmungen ist auch dieses brüchig, es soll uns der Humor über dem

Misslingen nicht verloren gehen. Auch das Misslingen ist unsere Schwester und nicht unser Todfeind. -Birg Deinen Versuch in den Satz von Röm 8: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, wie wir beten sollen, wie sich's gebührt. Sondern der Geist tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen. Wir bezeugen uns nicht selber, der Geist gibt Zeugnis unserem Geist." ***Wir sind besetzt von einer Stimme, die mehr Sprache hat als wir selber.***

IMPULSE ZUM WEITERDENKEN UND ZUR WEITERARBEIT IN GRUPPEN *rb*

- Bedenken Sie den Artikel zunächst für sich:
  - Welche eigenen Erfahrungen werden beim Lesen des Textes in mir erinnert?
  - Welche Gedanken sind mir besonders wichtig?
  - Welchen Ausführungen kann ich nicht oder nur mit Einschränkungen folgen?
  - Welche Herausforderungen für Kirche und Diakonat entdecke ich, und wie geht (wer?) damit um?

  Diskutieren Sie Ihre Erkenntnisse, Zustimmungen und Gegenpositionen in einer Gruppe.
- Teilen Sie die Einschätzung Steffenskys, Diakonische Gemeinschaften seien "Optionsträger" für die Kirche? Möchten Sie seine Kriterien ergänzen? Lassen Sie eine solche Zuschreibung für Ihre Gemeinschaft gelten?
- Welche aktuellen Erfahrungen gibt es in der Diakonischen Gemeinschaft, zu der Sie gehören, mit 'Liberalität' und 'Kollektivterrorismus'?
- Wird in Ihrer Arbeit erkennbar, daß diese eine Ausformung Ihrer Spiritualität ist?
- Sammeln Sie per Zuruf auf einer Wandzeitung, welche Formen von Verbindlichkeiten in Ihrer Gemeinschaft gelten. Tragen Sie in ergänzenden Spalten dazu ein, ob positive oder negative Erfahrungen damit gemacht wurden.
- Ist Streitkultur in Ihrer Gemeinschaft ein Fremdwort?
- Sind die im letzten Teil des Vortrages aufgeführten Regeln zur Spiritualität geeignet, das Hineinwachsen junger Menschen in die Diakonische Gemeinschaft zu befördern? Welche Ergänzungen mochten Sie gerne vornehmen? Welche Alternativen gibt es?
- Wie kann Spiritualität der Gemeinschaft den Diakonat befruchten?
- Was verstehen Sie unter Frömmigkeit und welches Gefühl verbinden Sie mit diesem Begriff?

Hanns-Stephan Haas

DIAKONIE BRAUCHT DEN PLURAL

Ich konstatiere: kein Christentum ohne Gemeinschaft

Biblisch-anthropologisch ist klar: der Mensch empfängt seine Identität in der Gemeinschaft mit anderen. Aber die protestantischen Kirchen tun sich schwer mit dem Gemeinschaftsgedanken. Und auch die Diakonie kann zum Opfer des Individualismus werden. Diakonische Gemeinschaften müssen sich ihrer selbst vergewissern, sich den internen und externen Herausforderungen ehrlich stellen. So können sie exemplarisch für Kirche ihren Erfahrungshorizont in Sachen Spiritualität, diakonische Kompetenz, etc. einbringen. So kann Kirche wieder zu einer ihrer Selbst-Verständlichkeiten werden: zur Gemeinschaft. ***rb***

Anders als Nikolaus Graf v. Zinzendorf suchen wir nach Formen des Gemeinschaftslebens in einer Zeit, die gekennzeichnet ist durch die Spannung von individualistischen Lebenskonzeptionen und kommunitaristischen Aufbrüchen.

Was die Individualisierung aller Lebensbereiche angeht, sei an ein Gedicht von Mascha Kolekó erinnert:

„Ich und Du
wir waren ein Paar,
jeder ein seliger Singular,
liebten einander wie Welle und Wind -
weil zwei kein Plural sind!“

Wenn schon die Liebeslyrik unserer Zeit gegenüber jedem Plural so skeptisch ist, dann kann uns unser heutiges Thema nur wundern. Stimmt es wirklich, dass für das Christentum Gemeinschaft unverzichtbar ist? Leben wir nicht in einer Zeit, in der jeder, wenn er nicht schon ein „seliger Singular“ ist, so doch zumindest zu sein versucht? Erleben wir nicht statistisch anwachsend das Zerbrechen von elementaren Gemeinschaften? Haben die Kollektive nicht ihren Reiz eingebüßt? Wird uns nicht auch persönlich oft unwohl, wenn uns die eigene Individualität unter den Beschreibungen und Forderungen eines „Wir“ undeutlich wird?

Wir bräuchten in der Diakonie nicht so viele Leitbildprozesse, der Begriff der corporate identity wäre noch heute ein Fremdwort, wenn diese Kennzeichnung nicht längst auch die Diakonie treffen würde. Ca. 30% der MitarbeiterInnen innerhalb der Diakonie fühlen sich nach sicher nicht zu pessimistischen Schätzungen überhaupt noch dem Anliegen der Diakonie verbunden, und selbst dieses knappe Drittel ist alles andere als „Wir-Empfinden“. Der Begriff schließlich der „Dienstgemeinschaft“, wörtlich ja nichts anderes als Diakoniegemeinschaft, hat zur Steigerung des „Wir-Bewusstseins“ in der Diakonie kaum beigetragen. Und von einer Gemeinschaft zwischen diakonischen Profis zu sprechen, wäre ja wohl völlig unprofessionell.

Allenthalben also Problemanzeige für den Plural in der Diakonie. Nicht zu Unrecht steht in der Beschreibung unserer Gegenwartssituation das Stichwort des Individualimus mit an oberster Stelle. Die ganz praktischen Folgen erleben Sie in Ihren Gemeinschaften. Wie von selbst oder zumindest mit hoher gesellschaftlicher Akzeptanz vollzieht sich heute der Beitritt zu einer Gemeinschaft nicht mehr, er ist zum bewuß-

ten, individuellen Schritt geworden, der entsprechend seltener geschieht. Das „Wir“ an sich, auch das „Wir“ in der Diakonie, hat keine selbstverständliche Plausibiltät mehr. Es hat seine Instanz in dem wählenden Ich bekommen und dieses wählende Ich fragt nicht nur nach guten Gründen für den Wir-Anschluß, sondern hat seine ganz spezifischen Wertungen und Erwartungen. Wir müssen daher nach Profil und Identität der Gemeinschaft fragen. Es muss deutlich werden, wie Gemeinschaft und Diakonie zusammenhängt.

Neugierig machen kann uns dabei ein zum Beschriebenen scheinbar im Widerspruch stehender Trend. Denn auch der „Gemeinschaftsgedanke“ hat deutlich an Attraktivität gewonnen. Noch sind die Phänomene keineswegs zu vereinheitlichen. Aber offensichtlich ist die Suche nach Gemeinschaftsformen und –beteiligungen unterhalb des Organisationsgrades von Verbänden und “Institutionen“ aufgebrochen.

Unter dem Stichwort des „Kommunitarismus“ lassen sich Protestformen gegen eine auf individualistische Glückserfüllung fixierte Grundeinstellung feststellen. Bürgerschaftliches Engagement in Initiativen, Tauschringen, projekt- oder zielbezogenen Gemeinschaftsbildungen wird längst – und sozialpolitisch höchst bedenklich – als Alternative zu rechtlichen und institutionellen Errungenschaften unseres Sozialstaates gehandelt. Diakonierelevant sind diese Gemeinschaften allemal, verbinden sie sich – oft im Gegensatz zu einer beklagten sozialstaatlichen Versorgungs- und Vollkaskomentalität – doch mit dem Anspruch, Hilfe im Nahbereich effektiv und menschengerecht anbieten zu können. Interessanter ist aber vielleicht in unserem Zusammenhang, welche Erwartungen sich hier mit dem Gemeinschaftsbegriff verbinden. Denn diese Gemeinschaften haben ein ganz erstaunliches Image: Sie sind von “niedrigem“ Organisationsgrad und möglichst frei von “Bürokratisierungstendenzen“. In ihnen geschieht, was geschieht, “freiwillig“. Sie kennen keine “Hierarchien“ und verabscheuen jede ideologische Vereinnahmung oder verbandliche Kontrolle.

Die Beteiligten haben einen hohen Selbstbestimmungsgrad und eine hohe persönliche Motivation. Nutzen und persönlicher Gewinn bilden einen Erlebniszusammenhang. Sehe ich es recht, so sind es in diesen Gemeinschaftsbildungen die gleichen Wertungen und Einstellungen, die auch im individuellen Bereichen handlungsleitend sind.

Ich erwähne dies, um vor einen möglichen Trugschluß zu warnen: Es wird m.E. keine Renaissance des Gemeinschftsgedankens geben, die wie von selbst der Diakonie und im übrigen auch der Kirche neue Lebenskräfte zuführen wird. Der Kommunitarismus, das bürgerschaftliche Engagement wird sich nicht automatisch auf den kirchlichen und diakonischen Spielwiesen wiederfinden.

Etablierte institutionelle Gemeinschaftsbildungen werden deshalb auch nicht einfach von dieser Entwicklung profitieren. Eben deshalb wird die Frage nach der Identität von Gemeinschaft in der Diakonie nur noch dringlicher. Sie stellt sich auch nach der Seite hin, wie sie sich zu den bürgerschaftlichen Sozialgruppierungen stellt, wie sie sich versteht innerhalb der entstehenden Gemeinschaftskultur.

In der Tat: Dieser Frage der Identität möchte ich mich mit meinen Gedanken annähern. Ich weiß, dass dies gewagt ist. Denn ich bin kein Insider in Ihrem Kreis, und ich weiß, dass die Frage nach der Identität der (Diakonie)Gemeinschaften eher bei Ihnen ein Dauerbrenner ist, der in wichtigen Phasen immer wieder aufgelodert ist und bei dem sich viele kluge Menschen bei Ihnen eher ausgebrannt fühlen. Dennoch reizt mich dieses Thema – und dies keineswegs nur als eine akademische Frage. Denn die Identität der Diakonie ist mir persönlich Anliegen und Problem zugleich, und ich bin der Überzeugung, dass diese nicht unter Absehung der Gemeinschaftsdimensi-

on gedacht und gelebt werden kann. Diakonische Säulenheilige, die diakonisch handeln und verantworten wollen, sind eine Karikatur, die oft nur noch durch ihre Realität überboten wird. Denn teilnehmen und Teilhabe, moderne Partizipation, sind auch in der Diakonie keine Selbstverständlichkeit.

Der Trend zum seligen Singular, negativ der Vereinsamung, ist auch in der Diakonie nicht fremd. Deshalb: Diakonie braucht die Gemeinschaft, um identisch gelebt werden zu können. Warum dies so ist und wie dies aussehen kann, um diese Fragen kreisen meine Gedanken. Sie gehen (a) von dem Begriff der „Identität" aus. Es soll dann (b) um eine geschichtliche Erinnerung gehen, die uns im Rückgriff auf Wichern das Problem mit diakonischen Gemeinschaften deutlich machen kann. Von hier aus soll es (c) um das Profil von Gemeinschaften in der Diakonie gehen. Und abschließend möchte ich (d) einfach und unzensiert einmal mit weniger persönlichen Phantasien zum Spielen einladen. Aber zuerst einmal zu den

1. Begriffskonturen von Identität

Für das Verständnis von Identität ist die Frage nach dem Anderen als Bezugsgröße konstitutiv.

Spätestens seit Jostein Gaarders „Sophies Welt" dürfen wir wieder sagen, dass Philosophie spannend ist. Vielleicht gilt dies sogar ganz besonders für den Identitätsbegriff. Ausgerechnet einer der hochtheoretischen und abgehobenen Philosophen, nämlich Hegel, hat eine ausgesprochen lebensnahe Überlegung zur Identität angestellt. Der Mensch, so seine Überzeugung, hat seine Identität beim „anderen seiner selbst". Das klingt kompliziert, ist es aber nicht. Identitätsbildung beginnt und vollzieht sich nicht im Singular, nicht in der Absonderung von anderen, sondern in elementaren Gemeinschaften. Bevor das Kind „ich" sagen lernt, bezeichnet es sich schon mit dem Namen, den andere ihm gegeben haben. Wesentliche Selbstäußerungen entstehen zunächst aus der symbiotischen Lebensbezeichnung zur Mutter.

Menschliche Identitätsmerkmale sind Beziehungserfahrung: dass und wie ich reden kann, dass ich lache, dass ich vertrauen kann – all dem liegen Identitätsprozesse zugrunde, die aus elementaren Gemeinschaftserfahrungen erwachsen sind. Dabei wird „der andere meiner selbst" nicht irgendwann zur entbehrlichen Bezugsgröße einer gereifteren Individualität. Den Standpunkt des anderen einnehmen zu können, um von ihm aus mich selbst noch einmal anders zu sehen und zu erkennen, bleibt eine logische Voraussetzung schon der Selbsterkenntnis.

Genug Philosophie damit. Deutlich ist auch so: Der Zusammenhang von elementarer Gemeinschaftserfahrung und Identitätsbildung ist konstitutiv. In biblischer und speziell reformatorischer Sicht erfährt diese Aussage ihrer Schärfung. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei..." wird gleich zu Beginn der Bibel als unmögliche Möglichkeit herausgestellt und im folgenden arbeiten sich die ersten Menschen an ihren keineswegs romantisch beschriebenen Gemeinschaftsbildungen ab. Erst recht wussten die Reformatoren: Der Mensch kann nicht gut sein, wenn er diese Güte aus sich selbst heraus produzieren will und muss. Selbstgerecht sein zu wollen ist eine einzige Lebenslüge und führt nicht zur Identität. Wer gut sein will, der muss es gesagt bekommen, dass er gut ist. Identität wird zugesprochen, geschenkt. Wie sollte es auch anders sein: Denn das Leben selbst ist Geschenk von Anfang an und nicht eigene Leistung. Identität ist Beziehungswirklichkeit, nun in aller Klarheit: Sie wird mir von Gott geschenkt und nur geschenkt.

Genug Rechtfertigungstheologie. Es dürfte deutlich sein: Meine Identität habe ich bei *dem* „Anderen" meiner selbst, bei Gott. Nicht auf Kosten all der anderen Beziehun-

gen, die für menschliche Identität tragend sind, aber eben auch hier in einer Gemeinschaftserfahrung. So weit, so gut. Aber damit stellen sich ganz elementare Fragen: Wer ist für uns, wer ist für eine Gemeinschaft in der Diakonie dieser „Andere meiner selbst"? Vorsicht mit vorschnellen, richtigen Antworten! Wenn wir schon mit „Gott" antworten wollen, dann darf dies nicht die Unverbindlichkeit einer Grußadresse behalten. Denn dann muss sich diese „Identität beim anderen" in praktischen Vollzügen niederschlagen. Ich frage nur, und ich frage Sie wie mich: Wo haben wir die Orte und Zeiten, an denen wir uns unsere Identität zusprechen lassen? Was sind wir noch bereit zu hören? Wem geben wir bei uns die Definitionsmacht darüber, was die Identität einer unserer Gemeinschaften ausmacht?

Die Fragen sind so fromm gemeint, wie ich sie hier gesagt habe. Aber sie sind auch so sozial relevant, wie zu sagen sein wird. Denn dieser Gott hat ja keinen geringen Teil seiner Identitätsstiftung in fremde Hände gegeben. Die Definitionsmacht hat der auf der Straße, der uns fragt, ob wir die Identität eines Nächsten haben. Die Definitionsmacht hat der um seine Rechte gebrachte Nackte, Hungernde, Gefangene, der unsere Gerechtigkeit danach bemessen darf, ob wir seinen elementaren Lebensrechten nachkommen.

Wieder, das darf nicht als abständige Theorie gehandelt werden. Denn es würde mich wundern, wenn in Ihren Gemeinschaften nicht ganz „Andere" die Definitionsmacht in Identitätsfragen haben. Vielleicht handfeste Selbsterhaltungsinteressen, vielleicht innere Machtstrukturen? – Mir liegt nicht an Spekulationen. Aber wichtig ist zu fragen: Wer ist für Ihre Gemeinschaft dieser oder diese „Andere/n", bei dem und denen sie ihre Identität hat? – Um diese Frage und ihre alltagsbezogenen Antworten muss sich m.E. eine Gemeinschaft immer wieder bilden. Was das heißt, dazu später. Aber zunächst zu einem anderen Punkt:

2. Geschichtliche Erinnerung an ein protestantisches Trauma

Das Nachdenken über „Diakoniegemeinschaft" belastet ein protestantisches Trauma.

Kaum jemand hat das schärfer gesehen als Wichern: Das Erbe der Reformation ist auch ein Gemeinschaftstrauma. Luthers Lehrgebäude ist biographisch gesehen auf dem Trümmerhaufen des Klosterlebens errichtet: „Es ist unleugbar, dass Luther wie ein Simson an den Säulen dieser Tempel [gemeint sind die Klöster; Haas] gerüttelt hat, bis sie zu einem Schutthaufen geworden sind."

In der Tat: das Bild passt. Luther hat das ganze mittelalterliche Klosterleben zum Einsturz gebracht. Sein Protest an der mönchischen Werkgerechtigkeit im Namen der Gnade, sein Widerstand gegen das Gelübde im Namen der Freiheit, all dies brachte die Säulen im monastischen Gebäude zum Einsturz. Von einem solchen Abrissunternehmer sollte man aber nicht gleichzeitig Aufbauarbeiten erwarten. Luthers produktive Phantasien kreisten definitiv nicht um die Möglichkeit einer besonderen evangelischen Lebensgemeinschaft, erst recht nicht um der Werkerei schnell verdächtiger Gemeinschaften.

Dies heißt nun nicht, dass Luther die Möglichkeit einer evangelischen Kommunität hätte ausschließen wollen. Luther wußte auch um die, die „nicht darum in´s Kloster gegangen [sind], dass sie durch solches Leben gerecht und selig würden, sondern weil sie schon zuvor gerecht und selig waren, dass sie möchten frei im Kloster leben" (79). Als Grundsatz gilt: „Wer demnach unter den Ordensleuten an Cristum glaube und dem Nächsten wiederum diene - ... der möge darnach bleiben, wo er wolle."

Verbindliche Lebensgemeinschaft des Glaubens und Dienens sind danach keineswegs unevangelisch. Nur dieses „der bleibe, wo er wolle“ das hat Luther in Blick auf den Beruf, auf die Familie, auf die Obrigkeit, auf die Gemeinde und vieles mehr durchdacht – aber die Kommunität, erst recht die Möglichkeit einer evangelischen Diakoniegemeinschaft, hat Luther allenfalls am Rande angedacht. Es ist ihm dies nicht zu verübeln. Wer wie er das Kloster so bewußt verließ, dem wird man die gedankliche Rückkehr nicht abverlangen können. Obwohl, immerhin die Richtung hat Luther noch in einem Brief seinem Vater skizziert: „Wenn sie in den Klöstern allein für die jungen Knaben die Weise hielten, dass sie nicht irre liefen, ... dass sie in Klöstern lernten die christliche Liebe unter wenig Brüdern, dass sie hernach dieselbe Liebe in Gemein allen Menschen erzeigen möchten, so wäre ihre Einsetzung gut und zu leiden.“

Die Fixierung auf den Ausbildungsaspekt muss uns hier nicht interessieren, denn die Richtung an sich ist doch in unserem Zusammenhang interessant: Unter wenigen Brüdern, also in kleinem Kreis und exemplarisch, soll im Kloster das gelernt werden, was dann in den Gemeinden Breitenwirkung erlangen muss: die christliche Liebe. In aller Kürze ist dies vielleicht ja schon die Programmatik einer Gemeinschaft in der Diakonie: Unter wenigen die Liebe leben und lernen, die als ganze Dimension die Kirche prägen muss. Wichern schätzte diese zaghaften Äußerungen Luthers sogar so hoch ein, dass er ihn zum theologischen Kirchenvater der Diakoniegemeinschaft erklärt: „So scharf und unerbittlich Luther den knechtenden Mißbrauch der Klosterbrüder ... bekämpfte, ebenso klar machte er geltend, ... dass auf dem Grunde allein des rechtfertigenden Glaubens mit Ausschluss aller Werkgerechtigkeit ein korporatives Zusammenleben und Zusammenwirken in der Furcht Gottes für praktische Liebeszwecke, dem Herrn zur Ehre, den Brüdern und dem gemeinen Wesen zum Frommen, bestehen könne und möge, ja, unter Umständen sogar müsse.“ Allerdings dürfte Wichern mit dieser Äußerung Luther zuviel Ehre gegeben haben. Bei Luther selbst bleibt dieser Ansatz unentwickelt. Prägend wird seine Kritik und oft auch sein harscher Spott auf Möncherei. Für lange Zeit verschwindet das Thema der Kommunität von der protestantischen Agenda, es zieht den “Katholizismusverdacht“ auf sich.

Und auch die wenigen Protestanten, die den Gedanken eines korporativen Zusammenlebens weiterverfolgen, sind wirklich Randerscheinungen und heben oft einseitig auf den Charakter solcher Gemeinschaften als Ausbildungsstätten eigener Art ab. Dies gilt für die geforderten „evangelischen Stiftungen“ eines Balthasar Meißner in Wittenberg (gest. 1626) bis hin zu den Kandidatenkonvikten eines Valentin Löscher. Die Fixierung dieser Kommunitäten auf die Ausbildung scheint mir dabei ebenfalls zum belastenden Erbe geworden zu sein, das uns aus der Geschichte von Gemeinschaftsbildungen bestens bekannt ist. Schon bei Wichern spüren wir einen merkwürdigen Gegensatz. Auf der einen Seite wehrte er sich dagegen, die Konstruktion einer Diakoniegemeinschaft im Zusammenhang einer Ausbildung zu verzwecken und auf der anderen Seite dienten seine Brüderhäuser doch gleich beidem: dem korporativen Zusammenleben und der Ausbildung. Diese Tradition und nicht Wichern‘s Zweifel wurden, wenn ich richtig sehe, prägend für die Geschichte vieler Diakoniegemeinschaften.

Das protestantische Tabu über dem Thema der verbindlichen Lebensgemeinschaft ist selbst später kaum generell gebrochen worden. Wichern hat es versucht, aber auch er war dabei wesentlich auf Anregungen aus der katholischen Schwesterkirche angewiesen. Vor allem die Fliedners waren die Pioniere der diakonischen Gemeinschaftsbildung. Von wenigen neueren Erscheinungen abgesehen bleiben seine und überhaupt die im Rahmen der inneren Missionen entstehenden Diakonen- und Dia-

konissenhäuser der einzige umfassendere Versuch eines kommunitären Lebens auf evangelischem Boden.

Einen interessanten, aber in der Wirkungsgeschichte nicht zu überschätzenden Versuch machte kein Geringerer als Dietrich Bonhoeffer im Predigerseminar Finkenwalde und daraus erwachsend in seinem Buch „Gemeinsames Leben". Zentral ist dieser Vorstoß gewesen, weil er der Kirche damit die Frage nach der theologischen Begründung und der spirituellen Gestalt einer evangelischen Kommunität ins Aufgabenheft geschrieben hat. Dennoch, eine wirkliche Breitenwirkung und auch ein unverkrampfter Umgang mit Formen korporativen Lebens hat auch Bonhoeffer nicht erreichen können.

Ich begnüge mich mit diesen wenigen historischen Federstrichen und ziehe ein Fazit: Der Gedanke einer besonderen Form verbindlicher und verbindender Gemeinschaft hat in der protestantischen Tradition eine eher abständige Bedeutung. Auf den Trümmern der Klöster des reformatorischen Aufbruchs ist - historisch verständlich, aber theologisch ohne zwingenden Grund - kein neues geschlossenes Gebäude oder auch nur Fundament eines gemeinsamen christlichen Lebens entstanden.

Für Gemeinschaften in der Diakonie hat dies eine ganz wichtige Folgerung. Sie stehen m.E. für ein vernachlässigtes, aber hoffentlich unverlierbares Erbe gerade in unserer evangelischen Kirche und gerade auch in der Diakonie ein. Die Frage nach der Gestalt des Plurals in Kirche und Diakonie brennt nicht nur unter den Nägeln, nein, er brennt durch Sie auch der Kirche und Diakonie auf dem Pelz. Sie bearbeiten diese Frage in Stellvertretung für eine Kirche und Diakonie, die – lassen Sie es mich etwas vergröbernd und überspitzt sagen – keine wirklich plausiblen Gestalten von Gemeinschaft anzubieten hat.

Die Fragen nach der Identität und Gestalt von Gemeinschaften sind damit noch nicht beantwortet. Aber immerhin ist eins deutlich: Sie können im Selbstbewußtsein auftreten, für eine Tradition zu stehen, die ohne Sie kein gelebtes und vorzeigbares Modell hätte. Sie stehen für eine Tradition, die nur aus historischen Gründen an der Peripherie der evangelischen Agenda steht. Und schließlich: Sie stehen für einen Gedanken ein, der dicht dran ist an der Sehnsucht und der Gestaltsuche vieler nicht nur junger Menschen innerhalb von Kirche und Diakonie. Damit aber zurück zu unserer Gegenwart und einem zaghaften Versuch der Suche nach einem

Profil von Gemeinschaften in der Diakonie

Bewusst knüpfe ich an einen Wunsch an, den ich in dem Beitrag zum Jubiläum einer Diakoniegemeinschaft gefunden habe: „Vielleicht kommt eine Zeit, in der ihre Lebenskraft [sc. der Diakoniegemeinschaft], ihr Gemeinschaftssinn und ihre geistlichen Erfahrungen deutlicher und konkreter... wahrnehmbar und erlebbar werden als heute." Mir scheint dieser Satz wichtig, weil er drei Stichworte benennt, die in gegenseitiger Interpretation das Profil einer Gemeinschaft in der Diakonie beschreiben. Ich möchte dabei mit dem letzten beginnen und als These formulieren:

These 1: ***Eine Gemeinschaft in der Diakonie lebt von den geistlichen Erfahrungen, die als Tradition in ihr lebendig sind, und von den spirituellen Erfahrungsräumen, die in ihr neu gestaltet werden.***

Die Verbindungen von Tradition und Spiritualität ist sicher besonders jüngeren Menschen eher fremd. Spiritualität kann doch wohl nur als Gegenwartserfahrung beschrieben und gelebt werden. Traditionelle Formen scheinen sich aus der Sicht der jüngeren Generation doch eher überlebt zu haben. Das Recht dieser Überzeugung wird noch aufzunehmen sein. Aber dennoch: Die Tradition, gerade auch die Tradition

von Brüderhäusern, Mutterhausdiakonie und Diakoniegemeinschaften, ist im Lichte einer notwendigen Kritik nicht Erblast, sondern Erbmasse.

Drei Einsichten habe ich hier z.B. aus dem Wichern-Studium gewonnen:

- Erstens: Formen der Spiritualität können zwar keine Frömmigkeit schaffen, aber sie helfen, Frömmigkeit zu leben. Glaube will gestaltet werden, er muss Orte und Zeiten finden, an denen er zu einer bestimmenden Erfahrung wird. Entsprechend wurde die christliche Grundeinstellung von den Brüdern des Rauhen Hauses vor Eintritt erwartet. Aber was sie dann vorfanden war ein entfalteter Formenreichtum des Glaubens. Da gab es die Tages-, Wochen- und Jahressprüche, die das Wort Gottes in den Blickwinkel rückten. Da gab es die Gebetsanliegen, die einübten, diese Welt und die anderen Brüder mit den Augen Gottes zu sehen. Es waren da die persönlichen Arbeitsberichte, Rundbriefe und persönliche Briefkultur, die räumliche Distanz und inhaltliche Nähe als Gestaltungsaufgabe begriffen.

  Hinter diesen Gestaltungsformen, die ich keineswegs für Kopiervorlagen im Heute und Hier halte, steckt eine wichtige Erfahrung: Spiritualität kann nicht von individuellen Gefühlslagen und spontanen religiösen Empfindungen abhängig gemacht werden. An seinem Glaubensleben, an seiner Gottesbeziehung muss man arbeiten. Auch in jeder guten Partnerschaft und Freundschaft ersetzt die Emotion und Zuneigung ja nicht, dass Beziehung immer Gestaltungsaufgabe und deshalb auch Arbeit ist. Manchmal erstaunt mich, nein mehr noch erschreckt mich, wie sehr ich selbst und andere, die den Glauben tragende Gottesbeziehung als schlappe Selbstverständlichkeit nehmen. Ob ich es deshalb einmal überspitzt sagen darf: Glaube ohne gestaltete Spiritualität ist billige Gnade.

  Gott und konkurrenzlos dazu unsere Schwester und unser Bruder wollen in unseren Alltag ernst genommen werden. Spiritualität ist, so lerne ich bei Wichern, nicht religiöses Genießertum, sondern vor allem Arbeit an der Gestalt unseres Glaubens.

- Zweitens: Spiritualität wird nicht nur von innen nach außen gebaut, sondern auch von außen nach innen. – Dies ist, glaube ich, ein typisch protestantischer Irrtum: Wir glauben häufig, dass unsere Spiritualität aus dem Inneren kommen muss, aus unserem Bewußtsein oder unserem Herzen. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Spiritualität kommt auch von außen. Sie prägt sich über Formen und Gestaltungen ein, die größer sind als meine religiöse Befindlichkeit. Vielleicht will ich in einer Situation gar nicht beten und dennoch kann es gerade richtig sein, dass ich an der Praxis des Gebetes festhalte. Vielleicht bin ich in einer Lebenslage völlig erwartungslos gegenüber Worten der Bibel. Aber die Erwartung wird auch nicht erwachen, wenn ich mich zusätzlich auf Entzug begebe. Gewiß: Formen und Traditionen können leer und hohl werden, aber sie sind auch Erfahrungsräume, in denen der Glaube seine Gestalt finden kann.

- Schließlich drittens: Spiritualität ist korrektive Gemeinschaftserfahrung. Christliche Spiritualität ist nicht religiöser Individualismus. Das heißt nun nicht, dass Spiritualität unpersönlich ist. Aber sie richtet sich auf gemeinsame Vollzüge.

Nicht umsonst heißt es in den biblischen Abendmahlsworten: Solches tuet zu meinem Gedächtnis. Wir brauchen die gemeinschaftliche spirituelle Praxis, damit wir nicht vergesslich werden, damit wir die Mitte nicht aus den Augen verlieren. Gemeinschaften in der Diakonie sind für mich so etwas wie „spirituelle Weight-watchers“. Sie nehmen sich gegenseitig in die Pflicht, sie basteln an Trainingsprogammen und verbindlichen Absprachen, damit sie nicht geistlich verfetten und konturlos werden.

Mit dem Stichwort „spirituellen Weight-watchers“ möchte ich aber auch den Blick von der Tradition wegwenden hin zu heutigen Gestaltungsaufgaben. Denn spirituelle Tradition ist keine Konserve, die man ohne Verfallsdatum jederzeit öffnen und genießen kann. Spiritualität muss immer wieder neu gestaltet und gelebt werden. Wenn z.B. eine Verbindlichkeit nur noch Krampf und Zwang ist, dann verhindert sie Erfahrung statt sie zu öffnen. Wenn eine Gemeinsamkeit nur noch als Uniformität erlebt wird, dann zerstört sie Gemeinschaft und grenzt aus. Deshalb sind spirituelle Traditionen nie Selbstläufer.

Wir müssen uns deshalb heute verstärkt fragen, nein besser: wir müssen die Jüngeren unter uns fragen, welche Gestalten von Spiritualität ihnen entsprechen. Der Gottesdienst nach Agende scheint es jedenfalls nicht zu sein, die wortorientierte Nacktheit steriler Formen wohl auch nicht. Eine spirituelle Diakoniegemeinschaft muss hier zwingend das Lerngefälle ändern. Im Wissen um die Tradition müssen die Älteren zu Lernenden werden. Mit Anbiederung kann dies nichts zu tun haben. Religiöser Selbstbefriedigung und einer unkontrollierten Innereien-Spiritualität würde ich auch im Namen der Tradition widersprechen wollen. Aber in Fragen der Zukunftsfähigkeit einer spirituellen Diakoniegemeinschaft sind die jüngeren Schwestern und Brüdern unter Ihnen die Spezialisten.

So viel zu diesem ersten Stichwort der Spiritualität. Das zweite Stichwort: Gemeinschaftssinn. Modern sprechen wir von Koexistenz. Und auch hier zunächst eine These:

These 2: Gemeinschaft ist die Primärgestalt gelebten Glaubens, die die Identität beim Anderen zur gemeinsamen Gestaltungsaufgabe macht.

Vielleicht ist dieses Stichwort sogar besser, weil es eine Frage profiliert: Wie können wir Gemeinschaft leben? In der Tat gehört dazu auch: dass wir auf die Gemeinschaft sinnen, dass sie uns ein Ansinnen ist, dass sie sinnvoll ist. Sinnvoll im Sinne des oben ausgeführten Identitätsverständnisses. Ich kann nicht Ich sein ohne Gott, ohne Schwestern und Brüder, ohne die Menschen, ohne die eine Gemeinschaft Gleichgesinnter zum „Klüngel“ wird.

Vielleicht klingt dies für Sie theoretisch: Aber lesen Sie einmal wieder Bonhoeffers „Gemeinsames Leben“, um die unmittelbaren Konsequenzen des Glaubens für die Gemeinschaft zu erkennen. Ein Beispiel: Schon Luther legte das Gebot „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ gemeinschaftssinnend aus: „Du sollst [in dem, was Dein Nächster sagt und tut] alles zum Besten wenden!“ – Probieren Sie das einmal aus, das, was andere in Ihrer Gemeinschaft sagen und tun, zum Besten zu wenden. Nicht unkritisch schlucken, aber es nicht sofort in eine Kultur der Verdächtigungen und Unterstellungen zu überführen, sondern mit den Augen Gottes sehen, verstehen und wenden zu lernen.

Eine andere Konsequenz: Ich brauche Gott, Schwester und Bruder für die Gemeinschaft. Was ich aber nicht brauche sind Hierarchien und Dienstwege.

Kein Wort damit gegen Strukturen und Organisation. Aber was eine Gemeinschaft nicht verträgt ist, dass einige wenige sagen, was die anderen zu denken und zu tun haben. Koexistenz ist nicht Proexistenz, Gemeinschaft verträgt auf Dauer nicht das Gegenüber von Fürsorgeempfängern und Fürsorgeanbietern. Ob wir das in der Diakonie schon gelernt haben, wage ich als leise Anfrage anzumelden. In der Konsequenz bedeutet dies aber auch: Jeder in Ihrer Gemeinschaft sollte wissen und erfah-

ren, warum er unentbehrlich ist. Wir kündigen Menschen die Gemeinschaft auf, wenn wir sie nicht spüren lassen, warum sie uns wichtig und unverzichtbar sind.

Daraus folgend muss Gemeinschaft dann aber vor allem durch Partizipationsstrukturen geprägt sein. Partizipation der Mitbestimmung, aber auch Partizipation als Mitarbeit. Partizipation gibt es – erst recht in einer Gemeinschaft der Diakonie – nicht zum Nulltarif. Eine Gemeinschaft muss den Mut haben, das unbeliebte Wort der Verbindlichkeit lebenspraktisch einzufordern. Verbindungen gibt es nur durch Verbindlichkeit.

Auf der andren Seite bedeutet dies dann aber nicht Lebensentsagung. Es ist absolut nichts Unchristliches, an Gemeinschaft auch Spaß zu haben. Verbindliche Lebensgemeinschaft sind nicht per Definitionen weltentsagende Leidensgemeinschaft. Es ist ganz und gar nichts unchristliches, danach zu fragen: Was bietet Ihr mir, wenn ich Eurer Gemeinschaft beitrete? – Und wenn eine Gemeinschaft hier weniger als ein verbindliches Lebensangebot macht, dann ist sie die Verbindung nicht wert.

Damit aber zum dritten Stichwort: Lebenskraft. Griechisch heißt Kraft: dynamis. Deshalb möchte ich als These formulieren:

These 3: Eine Gemeinschaft in der Diakonie ist eine dynamische Lebensgemeinschaft, die die Diakonie als Kraft in der Kirche erfahrbar werden lässt.

Christliche Gemeinschaft und Diakonie sind m.E. immer nur im Doppelpack zu haben. Wir bleiben lebenslang Diakoniefälle Gottes. Aber in einer Gemeinschaft der Diakonie muss das auch erfahren werden. Das Versteckspiel der eigenen Schwächen, das Aufblähen der eigenen Wichtigkeit, der Fassadenbau von Anständigkeit – all das verliert in der Diakonie Gottes seinen Reiz. M.E. liegt hier ein Kernpunkt von Gemeinschaft: Nehmen wir eigentlich noch wahr, dass jeder von uns ein Hilfebedürftiger ist? Halten wir das aus, uns in den biblischen Geschichten an der Seite der Kranken, Verletzten, Hilflosen zu sehen uns zu outen, oder können wir uns nur in der mühseligen Pose des starken Helfers aushalten? – Diakonische Kraft zeigt sich darin, ob wir unsere eigene Schwäche zulassen und vor den anderen aushalten können.

Wenn es gelingt, dann ist diakonische Kraft aber auch Zuwendung. Eine Gemeinschaft braucht Menschen, die zuhören und zupacken, die raten und helfen können, die ein offenes Herz, einen klaren Verstand und eine helfende Hand haben. „Unter wenigen Schwestern und Brüdern lernen, was die Kirche insgesamt prägen soll“. In diesem Sinne ist eine Gemeinschaft diakonischer Lernort. „Laß den Armen dein Herz finden“: in einer Gemeinschaft muss diakonische Kardiologie betrieben werden.

Wenn Diakonie nicht Herzenssache ist, droht ein Infarkt. Sie wird zum herzlosen Hilfemanagement, das sich gegebenenfalls noch mit dem Alibi der Professionalität unangreifbar macht. In einer Gemeinschaft aber kann es nicht herzlos zugehen. Jede übersehene Not ist eine Beleidigung des diakonischen Gottes. Diakonisch sehen und handeln lernen, ist deshalb definiertes Ziel einer Diakoniegemeinschaft.

Mindestens exemplarisch muss dies immer auch als Lernerfahrung über den eigenen Kreis hinausgehen. Was ist eine (Diakonie)Gemeinschaft ohne Nackten, Hungernden und Gefangenen von Mt 25?

Der ausgeblendete Diakoniefall wäre doch immer zugleich der ausgeblendete Christus. Deshalb muss m.E. in einer Gemeinschaft auch die Erfahrung dieser Menschen präsent sein. Als ausschließlich traditionelle, berufsständische oder kirchenpolitische Lobby wäre eine Gemeinschaft in der Diakonie ein Selbstwiderspruch.

Dies heißt aber nicht, dass Gemeinschaften in der Diakonie nicht kräftig für die Interessen der Diakonie in Kirche und Gemeinde eintreten müssten. Keine Gemeinde, keine Kirche ist davor gefeit, diakonieresistent zu werden. Hier haben Sie Zeugnisdienst gegenüber einer Kirche, dass ihre Lehre nicht leer, ihr Glaube nicht lieblos und ihre Gemeinschaft nicht eng wird.

Damit aber genug als persönliche Gedanken zum Profil einer Diakoniegemeinschaft und schließlich letztens zu

Phantasien einer diakonischen Gemeinschaft

Obwohl systematischer Theologe möchte ich einmal ganz unsystematisch einige Phantasien anbringen, die ich nur der Form halber in Thesen kleide. Zunächst:

These 4: Gemeinschaften der Diakonie leben aus der geschenkten diakonischen Identität.

Gott schenkt Ihnen mit seiner Diakonie ihre Identität. Ihre Frage nach Ihrer Identität kann immer nur eine Nachfrage nach dem diakonischen Werk Gottes sein. – Diese Einsicht kann man eigentlich nur feiern. Der Identitätsfrage vorgängig ist deshalb das Identitätsfest. Nicht erst seit Wichern, eigentlich doch seit Jesus wissen wir, dass dem Reich Gottes das Bild des Festes entspricht. Ich weiß es nicht, aber feiern Sie eigentlich genug?

These 5: Gemeinschaften sind der Entdeckungsraum einer offenen Spiritualität.

Nach dem Bisherigen muss ich nur noch erklären, welche Phantasie ich mit „offen“ verbinde. Bei „offen“ denke ich einerseits an den Spagat zwischen einer notwendig persönlichen Spiritualität einerseits und einem konstitutiven Außenbezug andererseits. Der Blick nach innen ist zugleich der Blick nach außen. Der Nahbereich der Frömmigkeit ist zugleich der Fernbezug zum Nächsten. Es gibt nach dem dargelegten Identitätsverständnis keinen anderen Selbstbezug als den, der den anderen Gott und den anderen Mensch mit einbezieht. Meiner Phantasie nach müsste dies seinen Ausdruck finden in einer Kultur der Fürbitte, aktionsvorbereitender Meditation und einer auch politischen Bewußtseinsbildung.

Eine Gemeinschaft hat das Priestertum aller Gläubigen zum Organisationsprinzip.

Diakonie ist von ihrer biblischen Tradition her herrschaftskritisch. Deshalb muss eine Diakoniegemeinschaft eine wirkliche Alternative zum kirchenüblichen Machthandling sein. Ganz konkret: In ihr haben Theologen etwas zu sagen (hoffentlich!), aber sie haben nicht das Sagen. Überhaupt wird es die Hauptsorge sein müssen, wie die Organisation so durchlässig gestaltet werden kann, dass Diakonie zur Erfahrung werden kann. Patentrezepte dazu will und kann ich nicht liefern. Aber jedenfalls sollte es hier verhindert werden, dass das „Priestertum aller Gläubigen“ zum unverbindlichen Vorwort verkommt, dem die harten Strukturen der Macht widersprechen.

These 6: Gemeinschaften in der Diakonie verschreiben sich der politisch bewussten und Professionalität erfordernden diakonischen Herzensbildung.

Ein bisschen kompliziert beim ersten Hinhören, aber gemeint ist: In einer Diakoniegemeinschaft muss gelernt werden können, was es heißt, den Armen sein Herz finden zu lassen. Aber dies ist nicht zu verwechseln mit dilletantischer Gefühlsduselei oder gesellschaftspolitischer Tagträumerei.

These 7: Gemeinschaften in der Diakonie suchen die Verbindlichkeit in der Pluralität diakonischer Lebensstile.

Beides muss gesagt werden: Gemeinschaft braucht Verbindlichkeiten, sonst wird ihr Profil unkenntlich und ihr Miteinander gestaltlos. Aber auf der anderen Seite wird man heute den Weg nicht mehr in der Uniformität eines Lebensstils suchen dürfen. Uniformen sind langweilig. Und nichts spricht dagegen, unterschiedliche diakonische Lebensstile auszuprobieren. „Welchen diakonischen Lebensstil hast Du und was kann eine Gemeinschaft davon lernen?“ – Wissen Sie untereinander von den Antworten, die Sie auf diese Frage geben würden? Und mehr: Welche Spielwiesen könnten hier eröffnet werden hin zu einer größeren Vielfalt.

Wie feiern Sie z.B. die Woche der Diakonie? Haben Sie da Einstiegsangebote für eine Meditation, die die Augen nicht verschließt vor der wachsenden Armut? Wie wäre es einmal mit diakonischen „Nächten“, in denen Feiern und politische Bewußtseinsbildung zueinander finden? Was haben Sie an furchtbaren diakonischen Substrukturen, verbindlichen Arbeitsgemeinschaften vor Ort, Zweierschaften, diakonischen Supervisionsangeboten? In welchen konstitutiven Begegnungen stehen sie zur ökumenischen Diakonie? Was bekommen Sie mit von Diakoniegemeinschaften im Ausland? – Wenige Fragen stellvertretend für andere und damit zu einer letzten These:

These 8: Eine Gemeinschaft in der Diakonie ist eine kompetente Initiatorin und Begleiterin diakonischer Innovationen.

Sie haben in Ihren Gemeinschaften eine hohe diakonische Kompetenz und vielfältige Professionalität. Ich stelle mir vor, dass Sie diese nutzen könnten, um neue diakonische Projekte anzuregen und zu begleiten. Ich denke etwa an Diakoniegemeinschaften im engeren Sinne und hier an ein Beispiel: Die Jugendarbeit, in der viele Ihrer Glieder beruflich tätig sind, bekommt eine zunehmendere Nähe zu den Problemen der Jugendhilfe. Mit den veränderten Problemen werden aber auch neue Professionalitäten notwendig. Könnte eine Diakoniegemeinschaft hier nicht Brückenfunktion haben. Nicht nur die Kirche, auch die Diakonie und zwar in allen ihren Gestalten steht in der Gefahr eines morphologischen Fundamentalismus, d.h. die Arbeit wird so betrieben wie immer. Könnte eine Diakoniegemeinschaft hier nicht nach neuen Modellen etwa der Gemeindediakonie oder auch der Zukunft der „Anstaltsdiakonie“ fragen?

Zu diesen Innovationen schließlich ein letzter Gedanke. Gerade aus Gesprächen mit Studierenden weiß ich: Manche verbinden mit einer „Gemeinschaft“ ein weit über das Bisherige hinausgehendes Verbindlichkeitsmodell. Die Suche nach neuen Formen gelebter diakonischer Gemeinschaft kann der Gemeinschaft in der Diakonie m.E. nicht egal sein. Gewiss ist dies kein Modell von „Gemeinschaft“ für jedermann. Aber was wir hier brauchen, ist das Gespräch und der Austausch. Auf die Gelegenheit dazu freue ich mich.

IMPULSE ZUM WEITERDENKEN UND ZUR WEITERARBEIT IN GRUPPEN *rb*

- Bedenken Sie den Artikel zunächst für sich:
  - Welche eigenen Erfahrungen werden beim Lesen des Textes in mir erinnert?
  - Welche Gedanken sind mir besonders wichtig?
  - Welchen Ausführungen kann ich nicht oder nur mit Einschränkungen folgen?
  - Welche Herausforderungen für Kirche und Diakonat entdecke ich, und wie geht (wer?) damit um?

Diskutieren Sie Ihre Erkenntnisse, Zustimmungen und Gegenpositionen in einer Gruppe.

- Haas' Thesen sind mit ihren Erläuterungen gut für eine Abend-Gespräche-Reihe geeignet: pro Abend wird eine These zum Thema gemacht. In einer ersten Phase sollte jedem die Möglichkeit gegeben werden, seine Zustimmung/Nähe oder Kritik/Distanz dazu zum Ausdruck zu bringen. Der Moderator/die Moderatorin sammelt die Äußerungen stichwortartig auf kleinen Zetteln und sortiert sie anschließend im Plenum zur Vorstrukturierung der weiteren Diskussion.
- Was ist für Ihre Gemeinschaft identitätsstiftend?
- Welche Tabus erhalten und welche Mythen pflegen Sie in Ihrer Gemeinschaft?
- Welchen Stellenwert haben Selbsterhaltungsinteressen und Machtstrukturen in der Gemeinschaft, der Sie angehören? Wie wollen Sie künftig mit diesbezüglichen Herausforderungen umgehen?
- Was würde der Diakonie ohne das Angebot der Gemeinschaft wirklich fehlen?
- Wie kann Gemeinschaft trotz räumlicher Distanz gestaltet werden?
- Wie kann die Spiritualität Ihrer Gemeinschaft den Diakonat befruchten?
- Sammeln Sie per Zuruf auf einer Wandzeitung, welche Formen von Uniformität in Ihrer Gemeinschaft gelten. Diskutieren Sie in einer Gruppe Fallbeispiele und vereinbaren Sie Lösungsschritte mit klaren Zuständigkeiten und Kontrollmechanismen.
- Wieviel Hierarchie tolerieren Sie in Ihrer Gemeinschaft? Wie verträgt sie sich mit dem Bild vom "Priestertum aller Glaubenden"?
- Wie und was können institutionalisierte Gemeinschaften von kommunitaristischen Gruppen unserer Gesellschaft lernen?
- Was tun Sie, um in Ihrer Gemeinschaft von der Nabelschau weg zu kommen?

Wilfried Brandt / Erhard Schübel

MEHR ALS EINE NASENLÄNGE VORAUS ?

Diakonische Impressionen aus Schweden

Entdeckungen und Erkenntnisse einer Ökumenischen Studienreise der Verbände im Diakonat vom 20. – 28. September 2003

In der deutschen Diskussion spielt das „schwedische Modell" eine wichtige Rolle, politisch im Blick auf die Weiterentwicklung des Sozialstaats, in der EKD im Blick auf die Zukunft des Diakonats. Das Interesse, dieses „Modell" im Gespräch mit schwedischen Mitchristen unmittelbar kennen zu lernen, führte die Verbände im Diakonat (VEDD, Kaiserswerther und Zehlendorfer Verband) zu dem Plan einer Studienreise nach Schweden. Sie wurde in Kooperation mit der Erwachsenenbildung Bethel vorbereitet und fand statt in der Woche vom 20. bis 28.09.2003 – wenige Tage nach dem Mord an der schwedischen Ministerin Anna Lindh und nach der Ablehnung des Euro durch eine Volksabstimmung. Besucht wurden zwei große diakonische Einrichtungen, beide im 19. Jahrhundert gegründet: die Diakoniegesellschaft „Ersta" in Stockholm, hervorgegangen aus einem Diakonissenmutterhaus mit Kaiserswerther Prägung, und die Stiftung Stora Sköndal bei Stockholm, ursprünglich eine Einrichtung der „männlichen Diakonie". Besucht wurde auch die Zentrale der Kirche von Schweden, das „Haus der Kirche" in der alten Universitätsstadt Uppsala, dem Sitz des schwedischen Erzbischofs. Dort wurde die Reisegruppe durch Diakonin Ninni Smedberg, die Leiterin einer Abteilung für Gemeindeaufbau und Diakonie, in die Situation der Schwedischen Kirche nach der Trennung von Kirche und Staat und in ihr theologisches und diakonisches Selbstverständnis eingeführt. Wichtige Einsichten in die Situation der schwedischen Gesellschaft und die Volkskirche verdankt die Reisegruppe einem Vortrag von Olaf S. Melin, dem Chefredakteur der führenden schwedischen Kirchenzeitung, der als Anhang zu diesem Text gehört.

1. Schweden ist seit 1000 Jahren ein Einheitsstaat, im Unterschied zu Deutschland, dessen staatliche Einheit sich in einem schwierigen Prozess herausbilden musste. Seit der Reformation lebt der schwedische Staat in einer engen Symbiose mit der evangelischen Volkskirche. Seit 200 Jahren ist Schweden ein kriegsfreies Land. Diese Geschichte prägt das Bewusstsein der Schweden im Blick auf Kirche, Staat und Europa bis heute.

2. „Folkshemmet", „das Volksheim", - so nennen die Schweden ihren Wohlfahrtsstaat. Er bietet eine umfassende Fürsorge für alle nach dem Muster einer Familie. Luthers Auffassung vom Staat als einer Wohltat Gottes für das Zusammenleben der Menschen und sozialdemokratische Politik stehen bei diesem faszinierenden Modell Pate. Seit den 80-iger Jahren führt dieses Konzept eines Sozialstaats, das auf der Voraussetzung einer strapazierfähigen Solidarität der Bürger aufbaut, in die Sackgasse, aus wirtschaftlichen Gründen, aber auch durch den zunehmenden Individualismus in der Gesellschaft.

3. Die Schweden halten ihr Land für eines der fortschrittlichsten Länder der Welt (was es in vieler Hinsicht tatsächlich ist). Jüngste Katastrophen wie die Morde an Palme und Lindh, der Untergang der Fähre „Estonia" mit über 800 Toten oder für unmöglich gehaltene Pannen wie während unserer Reise ein Stromausfall in ganz Südschweden und Dänemark werden von den Menschen wie ein Schock erlebt und machen sie ratlos. *„Die Schweden haben sich in den falschen Glauben einlullen lassen, dass ihr Land einzigartig ist."* (Olaf S. Melin)

4. Bis zum Jahr 2000 war die evangelische Kirche in Schweden Staatskirche. Mitglied in ihr wurde das Kind einer evangelischen schwedischen Familie nicht erst durch die Taufe, sondern schon durch die Geburt. In der Arbeitsteilung zwischen Kirche und Staat waren alle öffentlichen sozialen Maßnahmen und Einrichtungen dem Staat vorbehalten. Die Kirche hatte kein Recht auf die Unterhaltung von Krankenhäusern und anderen diakonischen Einrichtun-

gen. Diese Regel wird bestätigt durch wenige geschichtlich bedingte Ausnahmen einer bedeutenden diakonischen, also kirchlich geprägten sozialen Arbeit, nämlich durch die Diakoniegesellschaft „Ersta“ und die große „Stadtmission“ in Stockholm, die Stiftungen „Stora Sköndal“ und „Värsta“ bei Stockholm, das „Samariterhem“ in Uppsala und die Stiftung „Bräcke Diakonigård“ in Göteborg. Diese diakonischen Institutionen sind die Ausnahmen. Ihren selbstverständlichen Platz fand die Diakonie der schwedischen Kirche *in der Gemeinde*.

5. Nach der Trennung von Staat und Kirche am 1. Januar 2001 steht die Kirche hinsichtlich eigener neu zu errichtender diakonischer Aufgaben vor einem Dilemma. Sie möchte nicht die staatliche Sozialarbeit kopieren. Gleichzeitig fürchtet sie sich davor, eine wachsende Diakonie könnte aus der Kirche auswandern. Es kommen jetzt ganz neue diakonische Möglichkeiten und auch Erwartungen auf die Kirche zu, denen die personellen und finanziellen Mittel der Kirche in keiner Weise entsprechen.

6. Seit dem 19. Jahrhundert gibt es in Schweden Diakonissen (ausgebildet in Ersta) und Diakone (ausgebildet in Stora Sköndal). Seit Anfang des 20. Jahrhunderts wurden sie auch in den Gemeinden eingesetzt. Für die gottesdienstliche Einführung von Diakonissen und Diakonen gab es eine Liturgie. Im schwedischen Kirchenrecht hatten sie aber keinen Platz. Das änderte sich seit den 80-er Jahren (s. Nr. 7). Heute haben Diakone (das ist der gemeinsame Titel der Männer und Frauen im Diakonat) eine sozialberufliche Fachausbildung, in der Regel in Sozialarbeit, und eine 1-jährige kirchlich-diakonische Zusatzausbildung, die an der kirchlichen Hochschule „Ersta Sköndal“ stattfindet und von der Kirche verantwortet und finanziert wird. Nach der Ausbildung erfolgt die Ordination oder „Weihe“ durch den Bischof der jeweiligen Diözese. Zum Diakon wird nur ordiniert / geweiht, wer vom „Domkapitel“, dem leitenden Gremium der Diözese, für geeignet befunden wird und die Berufung auf eine Diakonenstelle bei einer Kirchengemeinde nachweisen kann. Nach einer ersten Dienst-Phase in einer Gemeinde kann er / sie auch in anderen Arbeitsfeldern tätig werden.

7. Im Zuge der Trennung von Kirche und Staat entstand für die Kirche von Schweden eine neue Kirchenordnung. Was die kirchlichen Ämter angeht, folgt sie der „Lima“- Erklärung des Ökumenischen Rates der Kirchen von 1982: Sie kennt die drei Ämter des Bischofs, des Priesters und des Diakons. Zu *jedem* der drei Ämter gehören Leitungsaufgaben in seinem Bereich. Es handelt sich um eine funktionale, nicht um eine hierarchische Gliederung. Eine teilweise noch vorhandene Hierarchie wird abgebaut. In den Gesprächen mit den Schweden wurde uns freilich nicht immer ganz deutlich, was hier Ziel und was Wirklichkeit ist.

8. Die Kirche von Schweden ist regional gegliedert in dreizehn Diözesen (Bistümer). Die Gesamtkirche repräsentiert der Erzbischof mit Sitz in Uppsala. Zur Schwedischen Kirche gehören mehr als 2500 Gemeinden. Die Gemeinde wird vom jeweiligen Hauptpfarrer ("kyrkoherde“, Kirchenhirt) und dem Kirchengemeinderat („kyrkoråd“) geleitet. Die anderen Pfarrer, Diakone, Kirchenmusiker, Gemeindepädagogen usw. dürfen nicht Mitglied im Kirchengemeinderat sein.

9. Eine schwedische Kirchengemeinde hat die Aufgabe, Jesus Christus mit seinem Evangelium an ihrem Ort präsent zu machen. Diese *eine* Aufgabe hat nach der Kirchenordnung *vier* Dimensionen, die unauflöslich zusammen gehören:
   - Gottesdienst
   - Kirchliche Bildung
   - Diakonie
   - Mission

   In regelmäßigen Abständen hat jede Kirchengemeinde ihr vierdimensionales Programm zu überprüfen, neu zu beschließen und dem Bischof in schriftlicher Form vorzulegen. Aus dem Ort der Diakonie in der vierdimensionalen Aufgabe der Gemeinde ergibt sich: „Diakonie ist Auftrag der Kirche und damit mehr als lediglich Fürsorge oder mitmenschliche Sorge.“ (Ninni Smedberg)

10. Die Diakone – Frauen und Männer - haben ihren ‚Ort' im Mitarbeiterteam der Gemeinde und gehören zur Dienstgemeinschaft der Diakone in der jeweiligen Diözese. Im selben Maß, in dem sich diese klare Zuordnung im Lauf der letzten ca. zehn Jahre herausgebildet hat, haben die traditionellen Gemeinschaften der Diakonissen und Diakone an Bedeutung verloren und haben sich – außer der „Ersta"-Gemeinschaft – aufgelöst. Von uns Deutschen wurde diese Entwicklung hinterfragt. Für den ökumenischen Kontakt der Diakoninnen und Diakone, insbesondere im europäischen Raum, führt die Tatsache, dass es in der Kirche von Schweden keine gemeinsame Vertretung ihrer Diakone mehr gibt, zu Schwierigkeiten.

11. In Wahrnehmung ihres diakonischen Auftrags ist die Kirche von Schweden auch außerhalb der Landesgrenzen sehr aktiv. Ihre Organisation für internationale Diakonie heißt „Lutherhjälpen" (Lutherhilfe).

12. Während der Reise wurde uns der Text eines ganz aktuellen Vertrags zwischen der Kirche von Schweden und der Evangelischen Kirche in Deutschland bekannt (Stand 09.09.2003). In § 2 Absatz 3 bekennen sich beide Kirchen zu der Aufgabe, „Zusammenarbeit und Gemeinschaft" unter anderem durch einen Austausch in der Mitarbeiterschaft zu fördern. Der schwedische Text nennt hier „präster, diakoner och andra kyrkliga midarbetare". Im deutschen Text heißt es: „Pfarrer und Pfarrerinnen sowie diakonische und andere kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen". Für „Diakone", von denen – ganz selbstverständlich! – die Kirche von Schweden redet, verwendet die EKD den Ausdruck „diakonische Mitarbeiter". Hier wird der Unterschied beim Diakonat zwischen beiden Kirchen deutlich sichtbar. Zwar haben viele *Gliedkirchen* der EKD inzwischen das Diakonenamt. Im Recht und in der Sprache *der EKD* aber kommen Diakoninnen und Diakone (bisher) nicht vor.

Zusammenfassung

- **Die Diakonie in Schweden ist deutlicher als in Deutschland in der Gemeinde verankert und wird von ihrem Ort in der Gemeinde her verstanden.**

- **Der Diakonat in Schweden ist präzise umrissen**
  - **durch seine Zugehörigkeit zu einem dreifachen Amt der Kirche,**
  - **durch die vom Bischof vollzogene Ordination bzw. Weihe der Frauen und Männer im Diakonat und**
  - **durch den Standort der (weiblichen und männlichen) „Diakone" in einer Gemeinde.**

- **In Schweden wird darauf geachtet, dass die Aufgaben der Kirche (Gottesdienst, kirchliche Bildung, Diakonie, Mission) untrennbar zusammen gehören und gleiches Gewicht haben.**

- **Wenn die schwedische Kirche die neue Möglichkeit wahrnimmt, im Zug ihrer diakonischen Aufgabe nun auch eigenständige diakonische Einrichtungen zu betreiben, kommen möglicherweise ähnliche Probleme im Verhältnis zwischen Kirche und diakonischen Einrichtungen auf sie zu, wie wir sie in Deutschland erleben.**

- **In ihren ökumenischen Außenkontakten wagt die EKD (noch) nicht davon zu reden, daß es auch in ihrem Bereich Diakone und Diakoninnen gibt.**

ANHANG: DIE VOLKSKIRCHE IM POSTMODERNEN SCHWEDEN

Auszug aus einem Vortrag von Olaf S. Melin im Rahmen der Studienreise der Verbände im Diakonat nach Schweden, gehalten in Stockholm am 24.09.2003. Olaf S. Melin ist Chefredakteur von „Svenska kyrkans tidning", dem Zentralorgan der Schwedischen Kirche. Die Übersetzung besorgte Julia Große.

...

Die spät- und postmoderne Gesellschaft ist individualistisch, privatisiert und pluralistisch. Dieses Phänomen beschrieb die englische Religionssoziologin Grace Davie mit den Worten *„believing without belonging"*, Glauben ohne Zugehörigkeit.

So sieht die Karte der religiösen Landschaft der vergangenen Jahre im modernen Europa aus. Aber es gibt Bereiche, wo diese allgemeine Landkarte nicht richtig stimmt. Dies ist ein Gebiet, das sich in einigen Teilen von der restlichen Gegend unterscheidet. Dieses abweichende Gebiet befindet sich in Skandinavien und vor allem in Schweden.

Aber was ist hier anders? Grace Davies Charakteristik des *„believing without belonging"* scheint hier im Norden genau umgekehrt zu sein, was ich auch persönlich beobachtet habe. Die typischste Eigenschaft der skandinavischen Religiosität ist *„belonging without believing"*, Zugehörigkeit ohne Glauben.

Hier in unseren nordeuropäischen Ländern sind sehr viele Mitglieder der Kirche, aller Säkularisierung zum Trotz. Lediglich ein geringer Teil der Bevölkerung befindet sich außerhalb der christlichen Kirchen. Aber besonders was die Mitglieder der Volkskirche betrifft, scheint es sich oftmals um eine Zugehörigkeit ohne den entsprechenden Glauben zu handeln – und noch häufiger kommt es vor, der Kirche zwar anzugehören ohne jedoch aktiv am regelmäßigen Gemeindeleben und einschlägigen Angeboten teilzunehmen.

Grace Davie spricht in diesem Zusammenhang von *„vicarious religion"*, einer stellvertretenden Religion. Mit diesem Begriff meint sie eine Religion, die von einer Minderheit im Namen einer wesentlich größeren Mehrheit ausgeübt wird, welche nicht nur das, womit sich die Minorität beschäftigt, versteht, sondern auch akzeptiert. Einer der Gründe, warum die Kirchenmitgliedschaft in Skandinavien so bemerkenswert hoch ist, liegt darin, dass sie nur einen Teil einer größeren Zughörigkeit ausmacht. Zu einer skandinavischen Volkskirche zu gehören, bedeutet, ein Teil eines Volkes, einer Kultur und einer Gesellschaft zu sein, wo die Traditionen und die Werte, wofür die Kirche steht, einen integrativen und sinnstiftenden Faktor ausmachen. Hier geht es um eine nationale, kulturelle und soziale Identität, die mehr oder weniger selbstverständlich ist und der man sich nicht verweigern möchte. Das bedeutet, dass die Volkskirchlichkeit und das, was die Religionssoziologen Zivilreligion nennen in weiten Teilen zusammenfallen. Die Zivilreligion ist eine grundlegende Wertorientierung, die ein Volk in gemeinsamem Handeln im öffentlichen Raum zusammenschweißt.

Das Verhältnis des Schweden zur Kirche entspricht der üblichen Einstellung anderen großen Organisationen und Institutionen, wie gewerkschaftlichen oder politischen, gegenüber. Selbst wenn man ein Mitglied dieser ist, bedeutet dies nicht automatisch, dass man sich deshalb auch aktiv in diesen engagiert, vielmehr überlässt man es ihnen, sich um seine Angelegenheiten zu kümmern. Auf dieselbe Weise schiebt man die praktische Umsetzung der Verantwortung für Angehörige und Freunde auf den Staat und die Kommune ab. So handhabt man nicht nur die Religion, sondern auch die soziale Verantwortung in einer ersetzenden Funktion. Ich persönlich bezahle meine Steuern, die Volkskirche und die Wohlfahrtsgesellschaft kümmern sich um den Rest!

Der ehemalige Erzbischof Finnlands John Vikström sagte einmal, die Religiosität gleiche einem Eisberg. Ein Eisberg ist bekanntlich wesentlich größer als der sichtbare Teil. Ohne den unsichtbaren Abschnitt unter der Wasseroberfläche würde es den sichtbaren gar nicht geben. Der sich

unter dem Wasser befindliche Teil unseres skandinavischen Religionseisberges zeigt sich nur in Ausnahmesituationen.

(Ein Beispiel dafür sind die großen Katastrophen ... Der Mord an Olof Palme war ein erstes Aufrütteln. Ein tief verwurzeltes schwedisches Selbstbild fing an, in Frage gestellt zu werden, und eine neue Verletzlichkeit kam auf. Dieses Gefühl erlebten viele auch nach dem tragischen Estonia-Unglück. Und auf diese Weise wird das Schreckliche noch einmal aktuell mit dem Mord an Anna Lindh. ... Die Reaktionen haben deutlich religiöse Untertöne. ... Der Tatort ist zum Kultplatz geworden. ... Der Mythos, dass die Schweden nicht religiös seien, trifft also so nicht zu.)

Was sind also die Drohbilder gegen die Volkskirche? Ein wachsender Pluralismus und Individualismus, Umzugsbewegungen und Urbanisierung stellen eine Bedrohung für die Kirche dar. Die Volkskirche kann nur so lange eine Zukunft haben, wie das Christentum mit seiner Ethik einen kulturrelevanten und identitätsbildenden Faktor für den Einzelnen, die Gruppe und das Volk darstellt.

Familie und Schule haben eine entscheidende Bedeutung gehabt, als es galt, das christliche Erbe von Generation zu Generation weiterzugeben. Die Volkskirche war damals auf diese Erziehung angewiesen. Eine Schwächung der traditionsvermittelnden Rolle von Familie und Schule bedeutet daher auch eine ernsthafte Herausforderung für die Volkskirche.

Zu den Bedrohungen aus dem Inneren der Kirche selbst kommen noch die alten Vorzeichen der Anstalts-, Obrigkeits- und Amtskirche. Hier haben wir es mit einem historischen Erbe zu tun, welches damit droht, einen langen Schatten auch auf die Zukunft zu werfen, wo sich die Leute sicherlich eine Kirche mit persönlichen und fürsorglichen Zügen wünschen.

Die schwedische Kirche steht vor einer ihrer schlimmsten strukturellen Krisen. Die Kirche hat eine schonungslose Umsiedelung der Bevölkerung zu erwarten, die hohe Anforderungen an ihre Anpassungsfähigkeit stellen wird. Weite Teile der ländlichen Gegenden erfahren einen Aderlass, der Konsequenzen für die Unterhaltung von Kirchgebäuden und Friedhöfen mit sich bringt. Innerhalb von zehn Jahren werden zahlreiche Dorfgemeinden bis zur Hälfte ihrer Mitglieder verlieren.

Die größte Bedrohung kommt jedoch aus der Kirche selbst und stellt eine Aushöhlung und einen Substanzverlust im geistlichen Leben dar. Wenn das innere Leben verkümmert, erblindet man gleichzeitig für die Not und die Herausforderung der Umwelt, und wird taub für deren Schreie. Ein Mangel an echter und tiefer Geistlichkeit führt zur Dominanz des Nationalen und des Kulturellen in der Volkskirche. Gleichzeitig wird es schwieriger, andere Nationalitäten ins Gemeindeleben einzubinden und die ökumenische Dimension der Kirche zu sehen.

Es ist kein Zufall, dass die Volkskirche Ähnlichkeiten mit dem Volksheimgedanken aufweist. Beide sind vom gleichen Geist inspiriert. Zu einem Volk zu gehören, zu einer Kultur und einer Gesellschaft, wo die Tradition, für welche die Kirche eintritt, ein integrierender und sinnstiftender Faktor ist. Mitglied der Kirche zu sein hat mit Fragen zu Sinn, Zusammenhang und Sicherheit zu tun. Hier finden wir auch die Ursache dafür, warum es der schwedischen Kirche in diesem Ausmass gelungen ist, ihre Stellung nach der Umgestaltung zu bewahren. Die Rolle und die Aufgabe der Volkskirche bezüglich der Bevölkerung besteht darin, zu bestätigen, aber auch zu hinterfragen und herauszufordern.

Ein weiteres Verhängnis für die Volkskirche ist die ständige Anpassung, die droht, schließlich eine Anpassung zu Tode zu werden. „Die Volkskirche darf nicht nur mit dem Strom schwimmen! Sie muss es auch wagen, eine Kultur der Skepsis zu sein“, sagt John Vikström. Nur eine Kirche, die aus den ursprünglichen Quellen sprudelt, kann damit rechnen, eine Zukunft zu haben. Wer sich zur Quelle der radikalen Liebe und bedingungslosen Gemeinschaft bewegt, muss gegen den Strom der heutigen Zeit gehen mit seinem Leistungsdruck, seinen Wertevorstellungen und den harten Prinzipien des Marktes.

IMPULSE ZUM WEITERDENKEN UND ZUR WEITERARBEIT IN GRUPPEN ***rb***

- Was fasziniert Sie am schwedischen Modell?
- Entdecken Sie Parallelen zwischen den Anmerkungen Olaf S. Melins *(Textanhang)* zur volkskirchlichen Situation in Schweden und Beobachtungen in Deutschland?
- Welche Aspekte des schwedischen Diakonats-Modells halten Sie für kurzfristig (evtl. in modifizierter Form?) übertragbar auf die Situation in Deutschland?
- Im Blick auf welche Regelungen sollten langfristig Übertragbarkeiten in den deutschen Kontext angedacht werden?
- Sehen Sie grundsätzliche Grenzen der Übertragbarkeit des Modells auf die Situation von Kirche und Diakonie in Deutschland?
- Wie bewerten Sie den Verlust an Bedeutung der traditionellen schwedischen Diakoniegemeinschaften und ihren "Ersatz" durch eine kirchlich-strukturierte Einbindung in Interessensvertretungen der MitarbeiterInnen im Diakonat, der Diakone?
- Diskutieren Sie das Konzept des DiakonInnenamtes und seine Verzahnung mit anderen Ämtern in der Gemeinde.
- Was spricht für/gegen das föderale deutsche Ausbildungskonzept für DiakonInnen (und andere Mitarbeitende im Diakonat) im Vergleich zum schwedischen Einheitsmodell?
- Reflektieren Sie die theologischen (sc. ekklesiologischen) Gründe für die Ordinationspraxis in Schweden. Welche Anregungen gibt es von daher für die Situation hier. Welche Einwände geben Sie zu bedenken?
- Was könnte Aufgabe der Diakonie in einem sich wandelnden Sozialstaat und in einer ihre Identität neu bestimmenden Kirche sein? Was erfahren wir von Schweden? Was gehört kurz-, mittel- und langfristig auf die Agenda der Kirchen, Diakonischen Werke, Diakonischen Gemeinschaften und Ausbildungsstätten in Deutschland?

BILDUNGSWEGE IM DIAKONAT

Schon bald nach dem Vorliegen des Diakonatspapieres der EKD wurde deutlich, dass neben der Erörterung grundsätzlicher Sachverhalte der Frage der Ausbildung eine große Bedeutung zukommt.

Das vorliegende Papier ist Ergebnis der Arbeit des Diakonatsausschusses des VEDD und eine notwendige Folge des langen Diskussionsprozesses über den Diakonat. - Neben dieser Arbeit im VEDD-Diakonatsausschuss hat es auch eine verbandsübergreifende Arbeitsgruppe der ‚Gemeinschaften im Diakonat' (VEDD, Kaiserswerther und Zehlendorfer Verband) gegeben, in der gemeinsame Überlegungen zu Inhalten, Zielen und Konzepten von Bildungswegen angestellt wurden. Dabei ging es auch um eine Abstimmung unterschiedlicher Ausbildungen. Die Beratungsergebnisse sind indirekt in das vorliegende Papier eingeflossen.

Wir gehen davon aus, dass sich an dieser Vorlage noch viele Diskussionen entzünden, und dadurch das Papier weiterentwickelt wird. Wir hoffen, dass so schrittweise qualitativ und quantitativ vergleichbare Standards in den Bildungswegen im Diakonat erreicht werden.

BASISKURS DIAKONIE

Der Basiskurs ist als qualifiziertes Bildungsangebot für in der Diakonie Engagierte konzipiert.

Zielgruppen:

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ehren- oder hauptamtlich in diakonischen sowie gemeindepädagogischen Arbeitsfeldern der Kirchengemeinden, Kirchenkreise (Dekanate) und Landeskirchen, mit ihnen verbundenen bzw. von ihnen getragenen Werken oder Einrichtungen oder in Diakonischen Unternehmen tätig sind oder werden wollen.

Gedacht ist z. B. an Presbyterien/Kirchenvorstände und Synoden, Ehrenamtliche in diakonischen Projektgruppen, Freundes- und Unterstützerkreisen, Mitglieder von Gremien gemeindlicher und anderer diakonischer Einrichtungen, an kirchlich-diakonischen Ausbildungsgängen Interessierte, Erzieherinnen und Erzieher in kirchlichen Einrichtungen, Mitarbeitende in der Diakonie etc.

Für Mitarbeitende in der Leitungsverantwortung der Diakonie sollen speziell-konzipierte Basiskurse angeboten werden.

Intentionen:

Der Basiskurs gibt die Möglichkeit, arbeitsfeldbezogen, praxisorientiert und exemplarisch diakonisch-theologische Themen zu bearbeiten, diakonische Arbeitsfelder kennenzulernen und persönliche Erfahrungen und Motivationen unter fachlicher Begleitung zu reflektieren.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen

- mit dem diakonischen Profil ihrer Aufgabenfelder in der Gemeinde oder der diakonischen Einrichtung vertraut werden,
- für Fragen von Religion und christlichem Glauben in ihrem Aufgabenfeld sensibel werden,
- ihre Motivation zur diakonischen Arbeit als Teil ihrer Biographie verstehen lernen und verbalisieren können,
- die soziale, politische und ökonomische Realität als Anfrage an diakonisches Handeln wahrnehmen,
- ihr Tun als diakonisches Handeln erkennbar machen (können),
- sich selbst und andere als Gottes Geschöpfe wahrnehmen und erleben.

Didaktisches Konzept und Kursdauer:

Das didaktische Konzept soll in Orientierung an der Zielgruppe und deren Voraussetzungen (Alter, Motivation, Verbindlichkeit der Mitarbeit etc.) entwickelt werden. Der zeitliche Umfang des Kurses soll mindestens 3 x 5 Tage betragen und kann in unterschiedlichen Formen wie z.B. Seminarreihen, Studientagen und Exkursionen angeboten werden.
Eine Verzahnung der Curricula von Basiskurs und Diakonikum soll angestrebt werden.

Abschluss:

Die Teilnehmenden erhalten eine Bescheinigung, aus der Dauer, Zielsetzung und Inhalt des Basiskurses hervorgehen. Ihr Einverständnis vorausgesetzt, werden sie in einem Gottesdienst, an dessen Gestaltung sie nach Möglichkeit beteiligt werden sollen, der Gemeinde vorgestellt.

Anbieter:

Die Kurse werden von Landeskirchen, Kirchenkreisen, Gemeinden, Diakonischen Gemeinschaften, Diakonischen Werken, diakonischen Unternehmen und von Bildungswerken entwickelt und dezentral angeboten.

DIAKONIKUM

Das Diakonikum richtet sich an alle, die eine qualifizierte Weiterbildung für ihr diakonisches Handeln suchen.

Zielgruppen:

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die haupt-, nebenberuflich oder ehrenamtlich in Kirche und Diakonie tätig sind oder werden wollen und eine Ausbildung in einem für ihre diakonische Arbeit notwendigen Beruf absolviert haben oder zur Zeit absolvieren.

Gedacht ist z.B. an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Kranken- und Altenpflege, Erziehungs- und Sozialarbeit, an therapeutisches, medizinisches, pädagogisches und psychologisches Fachpersonal, an Wirtschafts- und Verwaltungsfachleute, sowie Juristinnen und Juristen in kirchlichen und diakonischen Einrichtungen, in Beratungsstellen, und an andere Interessierte.

Ehrenamtlich Tätige sind zum Diakonikum eingeladen, wenn sie eine besondere Verantwortung im Diakonat der Kirche oder in einem diakonischen Unternehmen haben.

Intentionen:

Das Diakonikum ist ein Weiterbildungsangebot für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit professionellen Voraussetzungen in diakonischen sowie gemeindepädagogischen Arbeitsfeldern. Damit soll die Möglichkeit zur Vergewisserung des eigenen Standortes im kirchlich-diakonischen Kontext gegeben werden; das gilt sowohl hinsichtlich persönlicher Motive, des subjektiven Problembewusstseins und der Reflexion berufsethischer Fragestellungen als auch hinsichtlich der Umsetzung ihres Handelns in dem jeweiligen Arbeitsfeld.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen

- eine Einführung in wesentliche Aspekte der Theologie (insbesondere in biblische Theologie, Anthropologie, Ethik und Diakonie) erhalten,
- das eigene diakonische Handeln als Entfaltung des christlichen Glaubens begreifen und verbalisieren lernen,
- die Traditionen ihres Arbeitsfeldes kennen, ihr Handeln reflektieren und in eine produktive Auseinandersetzung damit treten können,
- berufsethische Fragen im Kontext diakonischer Arbeit diskutieren und umsetzen lernen,

- in ihrem Arbeitsbereich selbständig diakonisch handeln können,
- professionelle Kompetenz und Kontexte diakonischen Handelns miteinander verknüpfen lernen,
- diakonisches Handeln im Gesamtzusammenhang kirchlichen Lebens und kirchlicher Strukturen im Nahbereich und in seiner ökumenischen Dimension verstehen lernen.

Didaktisches Konzept und Kursdauer:

Das didaktische Konzept des Diakonikums ist an Theorie und Praxis diakonischer sowie gemeindepädagogischer Arbeit in Kirchengemeinden, Kirchenkreisen (Dekanaten) und Landeskirchen orientiert. In methodischer Hinsicht sind z.B. Seminarreihen und Studientage zu exemplarischen Themen, Blockseminare, Studienaufenthalte an anderen Orten, Exkursionen, Praxisprojekte möglich.

Das Diakonikum umfasst 650 Unterrichtsstunden.

Eine Verzahnung der Curricula von Diakonikum und der Ausbildung zur Diakonin und zum Diakon soll angestrebt werden.

Abschluss und Beauftragung:

Das Diakonikum wird abgeschlossen mit einer schriftlichen Reflexion eines diakonisch-theologischen Themas und anschließendem Einzel- oder Gruppenkolloquium vor einer Kommission des Anstellungsträgers oder der regional-zuständigen kirchlichen und diakonischen Gebietskörperschaft. Die Teilnehmenden erhalten eine von Landeskirche und Diakonischem Werk anerkannte Bescheinigung.

In einem Gottesdienst werden die Absolventinnen und Absolventen des Diakonikum als Mitarbeitende im Diakonat beauftragt und der Gemeinde vorgestellt. Nach Möglichkeit sind sie an der Gestaltung des Gottesdienstes zu beteiligen.

Anbieter:

Die Kurse werden von Landeskirchen, Diakonischen Werken, Diakonischen Gemeinschaften, Bildungswerken und diakonischen Unternehmen angeboten. Die Curricula sollen im Benehmen mit der zuständigen Landeskirche entwickelt werden.

AUSBILDUNG ZUR DIAKONIN UND ZUM DIAKON

Die Ausbildung zur Diakonin oder zum Diakon ist Voraussetzung zur Übernahme des kirchlichen Amtes.

Zielgruppen:

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die beruflich in diakonischen sowie gemeindepädagogischen Arbeitsfeldern der Kirche oder in diakonischen Unternehmen tätig sind oder werden wollen. Sie müssen im Zusammenhang mit der Ausbildung zur Diakonin oder zum Diakon eine mindestens dreijährige Ausbildung mit staatlich anerkanntem Abschluß auf Fachschul-, Fachhochschul- oder universitärer Ebene in einem für Kirche und Diakonie förderlichen Beruf nachweisen, z.B. Pflege, Therapie, Sozialwesen, Humanwissenschaften, Bildung, Verwaltung, Jura, Ökonomie, o.ä.

Die Ausbildung qualifiziert zur Wahrnehmung besonderer Verantwortung im Diakonat:

Intentionen

Durch die Ausbildung sollen die Studierenderen im theologischen Teil derselben die

folgenden Kompetenzen erwerben:

- Kenntnisse biblisch-systematischer und historischer Begründungszusammenhänge;
- Fähigkeit zur Wahrnehmung und Analyse von Institutionen und Organisationen, besonders von Kirche und Diakonie;
- Kenntnisse von Methoden diakonischer und kirchlicher Handlungsfelder;
- Fähigkeit zu kritischer Selbstreflexion;
- Fähigkeit zum Dialog und zur Kommunikation.

Diese Kompetenzen sind in den folgenden Lernfeldern zu erwerben:

- Individuelle Lebenswelt und religiöse Deutungen;
- Gesellschaftliche Lebenswelten und religiöse Deutungen;
- Diakonie in Einrichtungen;
- Diakonie in der Gemeinde und Gemeindepädagogik;
- Kirchenverständnis.

Anbieter:

Die Ausbildungsgänge werden im Auftrag der Landeskirchen von kirchlich anerkannten Bildungseinrichtungen entwickelt und angeboten. Die Curricula bedürfen der kirchenamtlichen Genehmigung.

Wenn eine Diakonische Gemeinschaft mit der Ausbildung beauftragt ist, hat sie das Recht, gemeinschaftliche Aspekte in die Vorbereitung auf das Amt der Diakonin oder des Diakons einzubeziehen.

Konzept und Dauer der Ausbildung:

Die Ausbildung umfasst nach den landeskirchlich anerkannten Curricula mindestens 1100 Unterrichtsstunden in den diakonisch-theologischen Fächern. Die Ausbildung ist im Vollzeitkonzept und berufsbegleitend möglich. Im Sinne der doppelten Qualifikation gehört zur Ausbildung eine staatlich anerkannte Ausbildung mit Fachschul-, Fachhochschul- oder universitärem Niveau, die mit eigenem Examen und ggf. Anerkennungsphase abschließt.

Die Verzahnung der Curricula von Diakonikum, Vorbereitung auf das Diakonissenamt und der Ausbildung zur Diakonin und zum Diakon soll angestrebt und die Anrechnung von Ausbildungsanteilen ermöglicht werden.

Abschluss und Weiterbildung:

Die Ausbildung schließt mit einem Examen, das unter Vorsitz einer Vertreterin oder eines Vertreters der zuständigen Landeskirche abgenommen wird.

Die Bereitschaft zur Übernahme des Diakoninnen- oder Diakonenamtes schließt die Bereitschaft zu kontinuierlicher Fort- und Weiterbildung ein.

Ordination / Einsegnung

Die Ordination (Einsegnung) in das Amt der Diakonin oder des Diakons ist ein eigenständiger, kirchenrechtlicher und liturgischer Akt der Beauftragung zum Diakonat. Sie erfolgt in einem Gottesdienst im Auftrag der Landeskirche. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erklären sich mit der Ordination bereit, in besonderer Weise auf den diakonischen Auftrag der Kirche (Diakonat) hin ansprechbar und für seine Ausgestaltung wesentlich mitverantwortlich zu sein.

Der Ordination (Einsegnung) geht ein gesonderter Vorbereitungskursus voraus, der neben der persönlichen und gemeinschaftlichen Vorbereitung der Kandidatinnen und Kandidaten auch dem interdisziplinären Dialog eines ausgewählten Themas des Diakonats oder der Diakonie dient.

LITERATURHINWEISE

- ✓ „Leitlinien zum Diakonat und Empfehlungen zu einem Aktionsplan“ / 1975 von Paul Philippi veröffentlicht und von der Diakonischen Konferenz (DW-EKD) verabschiedet.
- ✓ „Der evangelische Diakonat als geordnetes Amt der Kirche. Ein Beitrag der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland“, (EKD-Texte 58) Hannover, Juli 1996.
- ✓ Stellungnahme des Diakonischen Werks der EKD zu „Der Evangelische Diakonat als geordnetes Amt der Kirche. Ein Beitrag der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland“, vom Diakonischen Rat des Diakonischen Werks der EKD verabschiedet am 10. September 1997.
- ✓ „Neuordnung des Diakonats in der Evangelischen Kirche – Die Position der Gemeinschaften im Diakonat im gegenwärtigen Stand der Diskussion“, Kassel, September 1999 in der aktualisierten Fassung, Oktober 2001.
- ✓ „DIAKONAT – wie wir ihn verstehen“, Begriffserklärungen, Ein Arbeitspapier des VEDD, Kassel, November 2001

IMPULSE ZUM WEITERDENKEN UND ZUR WEITERARBEIT IN GRUPPEN *rb*

- ❖ Bedenken Sie die Konzeptideen des Papieres nach Bildungswegen getrennt:
  - ➢ Was steht da? Worüber brauche ich weitere Informationen?
  - ➢ Wie sehe ich das? Was findet meine Zustimmung? Was lehne ich ab?
  - ➢ Welche Herausforderungen für Kirche und Diakonie finden in diesem Konzept ihren Niederschlag?

  Diskutieren Sie Ihre Erkenntnisse, Zustimmungen und Gegenpositionen in einer Gruppe.
- ❖ Was halten Sie vom Grundkonzept des Papieres?
- ❖ Diskutieren Sie die einzelnen Überlegungen aus der Sicht der potentiellen Zielgruppen für die verschiedenen Bildungswege:
  - ➢ Was hilft?
  - ➢ Was ist nicht zumutbar?
  - ➢ Was ist nicht wünschenswert?
  - ➢ Was sollte ergänzt werden?

  Vielleicht können Sie in die Beratungen Personen aus diesen Zielgruppen einbeziehen.